phot. A. Pichler in Breslau

Briefbeschwerer
Geschenk Se. Eminenz des Kardinals Kopp
an Se. Majestät den Kaiser
zu dessen 25 jährigem Regierungsjubiläum





phot. Ring-Atelier in Breslau

Kaisertage in Breslau

Begrüßung des Kaisers durch Oberbürgermeister Matting vor dem Kaiser Wilhelm-Denkmal



Kaisertage in Breslau — phot. R. Jaensch in Breslau
Die Majestäten beim Betreten des Ausstellungsgeländes

Unsere Beilage

Bald nach seiner Ankunft in Breslau am 28. August empfing der Kaiser die Spitzen der Zivilbehörden im Königlichen Schlosse. Bei dieser Gelegenheit überreichte Kardinal Kopp ihm ein nachträgliches Geschenk zum 25jährigen Regierungsjubiläum: den Briefbeschwerer, den wir in Beilage Nr. 51 abbilden.

Das Geschenk hat eine kleine Vorgeschichte. Pfarrer Fengler in Ober-Stephansdorf bei Neumarkt besaß eine auf dem Schlachtfelde von Leuthen gefundene Kugel, die er durch Geistlichen Rat, Professor Dr. Jungnitz dem Herrn Kardinal übergab mit der Anregung, die Kugel zu einem Briefbeschwerer als Jubiläumsgeschenk für den Kaiser verarbeiten zu lassen. Diese Idee wurde von Sr. Eminenz aufgenommen und durch Vermittelung Professor Dr. Masners, des Direktors des Breslauer Kunstgewerbemuseums, verwirklicht. Siegfried Haertel, dem das schlesische Kunsthandwerk schon seit Jahren viele schöne Entwürfe verdankt, erhielt die für eine geschmackvolle Lösung gar nicht leichte Aufgabe eines Entwurfs, Tillmann Schmitz, unser trefflicher Breslauer Silberschmied, den Auftrag der Ausführung.

Die Abbildung macht eine nähere Beschreibung unnötig. In die bekrönende Kugel, die sich in die harmonische Form des Ganzen sehr geschickt eingefügt, ist, was technisch besonders schwierig war: Leuthen, den 5. Dezember 1757 eingemeißelt. Das übrige ist in Silber getrieben. Die fein ziselierten Löwenköpfe und die Pranken, zwischen denen Lorbeerkränze liegen, sind schwer vergoldet. Die Widmungsinschrift lautet:

„Seiner Majestät dem Kaiser widmet ehrfurchtsvoll zum silbernen Regierungs-Jubiläum diese Erinnerung an eiserne, glorreiche Zeit Georg Kardinal Kopp, Breslau, 16. Juni 1913.“

Tagesereignisse

Kaisertage in Breslau. Von prächtigstem Wetter begünstigt, sind die Kaisertage des 28., 29. und 30. August verlaufen. Breslau befand sich in diesen Tagen in einer Feststimmung, die von Stunde zu Stunde wuchs. Es war wie eine Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren, wo die Herzen der Schlesier für König und Vaterland überquollen. „Schlesiers Gruß ist Liebe.“ Dieser Gruß, der dem Kaiserpaare vor sieben Jahren von Paul Keller entgegengebracht wurde, galt auch diesmal.

In festlichem Gewande empfing Breslau den hohen Besuch. Stadtbaurat Berg und Ratsbaumeister Klimm hatten eine Feststraße entworfen, die einigermaßen von der üblichen Schablone abwich. Die Eisenbahnverwaltung hatte in gleichem Stile einen Festhof von hohen Säulen mit reichem Blumenschmuck, Girlanden und Fahnen vor dem Hauptbahnhofe geschaffen. Die neue Schweidnitzer Straße war als Huldigungsstraße Breslaus mit rotweißen Fahnen geschmückt. Ein Triumphplatz war der Tauentzien-Platz, einfach gehalten, aber außerordentlich ausdrucksvoll mit seinen mächtigen, gelben Fahnen, auf denen die kaiserlichen Namenszeichen W. II und A. V. leuchteten. Den Höhepunkt der Ausschmückung bildete der Festhof am Kaiser Wilhelm-Denkmal, wo Magistrat und Stadtverordnete die Majestäten erwarteten. Gelbe Chrysanthemen grüßten von den Pylonen herab, die mit dem Eisernen Kreuz geschmückt waren. Ueber dem Zugange zu diesem Festhofe erhob sich, weithin sichtbar, die goldene Kaiserkrone. Der Rest des Weges zum Königlichen Schloß war mit preußischen und deutschen Fahnen geschmückt. Nur das Stadttheater trug in Fahnen und Blumenschmuck wieder die städtischen Farben rot-weiß.

Donnerstag, den 28. August, $3^3/_4$ Uhr nachmittags lief der Sonderzug des Kaiserpaares, von Posen kommend, im Hauptbahnhofe ein. Der Kaiser stand am Fenster in der Paradeuniform der Leibkürassiere, mit dem Feldmarschallstab in der Hand. Er stieg mit der Kaiserin aus dem Zuge und begrüßte mit Kuß und Handschlag seine ihn erwartenden Schwiegertöchter, die Kronprinzessin und die Prinzessin August Wilhelm, wie die Herzogin zu Schleswig-Holstein, dann den Kronprinzen, die Prinzen August Wilhelm und Oskar. Die auf dem Bahnsteig aufgestellte Ehrenkompagnie hatte währenddes präsentiert, und die Musik intonierte den Präsentiermarsch. Vor dem Bahnhofe stiegen der Kaiser und sein Gefolge zu Pferde. Die Kaiserin nahm mit der Kronprinzessin und der Prinzessin August Wilhelm in einem vierspännigen Hofwagen Platz. Begleitet von einer Eskadron Kürassiere,



Kaisertage in Breslau phot. R. Jaensch in Breslau

Fahrt der Kaiserin durch das Gelände der Gartenbau-Ausstellung

setzte sich der Zug in Bewegung. Vor der Tribüne am Kaiser Wilhelm-Denkmal hatten etwa 80 Ehrenjungfrauen in weißen Kleidern mit rot-weiß-roten Schärpen, rote Rosenkränze im Haar und weiße Nelkenkränze, mit roten Bändern umwunden, in der Hand, Aufstellung genommen. Die Willkommensrede hielt Oberbürgermeister Matting. Der Kaiser dankte in herzlichen Worten für die Warmherzigkeit und Großartigkeit des Empfanges. Drei kleine Mädchen überreichten der Kaiserin und der Kronprinzessin Blumensträuße. Die hohe Frau ließ sich die Kleinen in den Wagen reichen und streichelte sie. Nach einem Hoch auf das Kaiserpaar, das Oberbürgermeister Matting ausbrachte, erfolgte die Weiterfahrt zum Schlosse. Dort fand Zivilempfang statt. Kardinal Kopp überreichte dem Kaiser als Geschenk einen Briefbeschwerer, den unsere Beilage wiedergibt.

Abends fand im Landeshause das Fest der Provinz Schlesien zu Ehren des Kaiserpaares statt. Punkt 7 Uhr traf das Kaiserpaar ein. Als es den Saal betrat, erscholl, von der Breslauer Männergesangs- und Orchestervereinigung unter Leitung ihres Dirigenten Lindner gesungen, die Festhymne für König und Vaterland. Dem Kaiser wurden einige Radierungen aus Alt-Breslau und dem Riesengebirge des Maler-Radierers Ulbrich von diesem selbst vorgelegt. Dann ging es zur Galatafel. Ihre Ausschmückung hatten die schlesischen Adelsfamilien übernommen. Lakaien und Jäger in den Livreen der Adelshäuser bedienten während des Mahles. Gegen $9^1/_4$ Uhr verließ das Kaiserpaar das Landeshaus.

Der zweite Kaisertag brachte die Parade des VI. Armeekorps. Der Kaiser traf im Automobil um $9^1/_2$ Uhr auf dem Paradefelde ein, stieg dort zu Pferde, ritt die Front der Truppen, die in zwei Treffen standen, wie die der Kriegervereine, der Kadetten von Wahlstatt, der Unteroffizierschüler von Wohlau und der Sanitätsmannschaften ab. Dann begann die Parade. Der Kaiser führte der Kaiserin und dem Könige von Sachsen sein Leibkürassierregiment vor, die Kronprinzessin ihr Dragonerregiment König Friedrich Wilhelm III. (2. Schles. Nr. 8) und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen ihr Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (2. Schles. Nr. 11). Letzteres wurde dadurch ausgezeichnet, daß es zum Helm den Gardeadler ohne Stern und zu den Kragen und Aermelklappen für Offiziere eine goldene Stickerei und für die Mannschaften weiße Litzen verliehen erhielt. Nach der Kritik ritt der Kaiser, begleitet von dem Kronprinzen, der Kronprinzessin, den Prinzen und Prinzessinnen, an der Spitze seines Leibkürassierregiments zum Schlosse zurück. Auf dem Wege bildeten 13 000 Krieger, 6000 Mann der Sanitätskolonne, 6000 Mitglieder von Innungen, 7500 Volksschüler und 7000 höhere Schüler Spalier.

Nachmittags besuchte die Kronprinzessin das evangelische Schwestern-Krankenhaus Bethanien, während die Prinzessin August Wilhelm die Blindenanstalt und andere Wohltätigkeitsanstalten besichtigte.

Abends fand das militärische Paradediner im Zwinger statt. Während der Tafel brachte der Kaiser einen Trinkspruch aus, in dem er seine Zufriedenheit mit dem bei der Parade Gesehenen aussprach und auf das VI. Korps ein dreifaches Hurrah ausbrachte. Nach Aufhebung der Tafel hielt das Kaiserpaar auf der nach dem Zwingergarten mündenden Terrasse Cercle ab. Dann begab es sich nach dem Palaisplatze, wo um $9^1/_2$ Uhr der große Zapfenstreich stattfand. Die musikalische Leitung des Zapfenstreiches unterstand dem ersten Armeemusikinspizienten, Professor Grawert. Unter dem Lichte von Magnesiumfackeln formierten sich die Truppen vor der Schloßrampe. Die musikalischen Vorführungen wurden mit der Ouvertüre zu „Tannhäuser“ begonnen. Dann folgten mehrere Armeemärsche, ferner „Vater, ich rufe dich“ von Hummel, „Lützows wilde Jagd“ von Weber und zum Schlusse „Preußens Gloria“, Armeemarsch von

Piefke. Mit Nationalhymne und Gebet schlossen die Vorträge.

Sonnabend vormittags besuchte das Kaiserpaar die Jahrhundertausstellung, und zwar zunächst die historische Ausstellung in der der Kaiser, mit größtem Interesse an fast jedem der bedeutenderen Ausstellungsstücke, über zwei Stunden verweilte und wiederholt seine Anerkennung aussprach. Die Führung hatten Professor Dr. Masner und Professor Dr. Seger übernommen, nachdem zuvor auch noch die anderen an der historischen Ausstellung beteiligten Herren dem Kaiserpaare vorgestellt worden waren. Die gleiche Auszeichnung erfuhren die österreichischen, russischen, bayrischen und sächsischen Kommissare in den von ihnen eingerichteten Räumen, ferner Graf Strachwitz, ein Schwiegersohn des Fürsten Blücher, Graf York von Wartenburg und Fürst Wrede.

Die Kaiserin machte währenddessen eine Umfahrt durch die Gartenbauausstellung. Dann kehrte sie im Wagen zum Schlosse zurück. Der Kronprinz besuchte außer der historischen Ausstellung auch die des Künstlerbundes Schlesien.

Der Kaiser, der erst nach 12½ Uhr aus der Ausstellungshalle trat, fand zur Besichtigung der übrigen Ausstellung keine Zeit mehr, da auf dem Palaisplatze seit 11 Uhr über 20 000 Mann der Jugendwehr und 1200 junge Mitglieder der Mädchenvereine seiner harrten. Die Huldigungsfeier der Jugend leitete der Vorsitzende des Jungdeutschlandbundes für Schlesien, General der Infanterie von Seckendorf. Der Kaiser traf gegen 12¾ Uhr ein, fuhr im Automobil langsam an der Front der Jugendwehr entlang und begab sich dann auf die Rampe des Schlosses, wo ihn die Kaiserin bereits erwartete. Oberpräsident Dr. von Guenther brachte die Huldigung der schlesischen Jugend zum Ausdruck, indem er zugleich den Dank für die Ueberweisung der Festung Silberberg an den Jungdeutschlandbund aussprach. Dann begann unter den Klängen der Kapelle des 11. Regiments der Parademarsch der Knaben. Nach ihrem Vorbeimarsch brachten die Mädchen ihrerseits dem Kaiserpaare stürmische Ovationen.

Von der Huldigungsfeier begab sich das Kaiserpaar zum Frühstück bei dem kommandierenden General von Pritzelwitz und von da zum Schlosse. Hier empfing die Kaiserin, assistiert von der Kronprinzessin und der Prinzessin August Wilhelm, nachmittags die Damen der höheren Beamten Breslaus, die Vorstandsdamen und Herren der Wohltätigkeitsanstalten usw.

Abends um 7 Uhr fand im Zwinger die Tafel für die Zivilbehörden der Provinz Schlesien statt. Während derselben hielt der Kaiser eine Ansprache, in der er seinen Dank für die Bekundung der schlesischen Treue und seine Anerkennung für die Jahrhundertausstellung wie für die Huldigung der alten Veteranen und der schlesischen Jugend aussprach. Nach Aufhebung der Tafel brachten der Gesangverein Breslauer Lehrer und der Spitzer'sche Männergesangverein unter Leitung ihrer Dirigenten, Mittelschullehrer Krause und Musikdirektor Fiebig, in dem prächtig illuminierten Garten eine Serenade dar, bei der unter anderm der Festgesang zum Regierungsjubiläum des Kaisers von Krause und der Choral von Leuthen zu Gehör gebracht wurde.

Gegen 9½ Uhr abends verließen das Kaiserpaar und die Prinzen das Zwingergebäude und fuhren zum Hauptbahnhofe, um nach Berlin abzureisen. Der Kaiser verabschiedete sich bald auf dem Bahnsteige und suchte seinen Schlafwagen auf, noch dem Publikum auf den benachbarten Bahnsteigen einen Abschiedsgruß zuwinkend. Die Kaiserin blieb noch einige Zeit am geöffneten Fenster und plauderte in angeregter Weise mit ihren Söhnen. Um 10¼ Uhr verließ der Zug den Bahnhof. Die Prinzen und Prinzessinnen fuhren gegen 12¼ Uhr in einem Sonderzuge ab. G. H.

Blücherfest in Löwenberg. Löwenberg, das die Erinnerung an die große Zeit so wie so in seinem alljährlich gefeierten Blücherfeste lebendig erhält (Vergl. Seite 118 dieses Jahrganges), beging diesmal diese Feier in den Tagen vom 23. bis 27. August mit doppelter Begeisterung. Ein Fackelzug am ersten Abend leitete das Fest stimmungsvoll ein. Am Sonntag, dem Gipfelpunkt der Festlichkeiten, weckten 18 Kanonenschüsse vom Hospitalberge und die Klänge der Stadtkapelle die Bürger. Aus Anlaß des um 1 Uhr mittags beginnenden Festzuges hatten sich an 20 000 Menschen auf Markt und Straße versammelt. An dem Korso selbst beteiligten sich nicht nur, wie sonst, die patriotischen Vereine, Behörden und Schulen, sondern auch alle Innungen und die Kriegervereine der Umgegend, sowie die Jugendwehr.

Der Militärverein hatte einen Marketenderwagen gestellt, der von Landwehr begleitet war. Die beiden Schützenkorps erschienen in Uniformen von 1813. Der Turnverein führte einen Wagen, dessen Hintergrund das Portal des „Goldenen Zepters" in Breslau darstellte. Die Gruppe zeigte Jahn und Friesen, wie sie Freiwillige empfingen. Die Gemeinde St. Anna stellte eine Gruppe der ehemaligen, nicht uniformierten Bürgerschützen, der katholische Gesellenverein eine Waffenschmiede, und Glieder des evangelischen Jünglingsvereins verkörperten Arndt und Körner. Andere Gruppen zeigten freiwillige Jäger, die eine stellte die Szene dar, wie Blücher den erbeuteten Degen Napoleons in Empfang nimmt. Auch das kulturhistorische Moment war nicht vergessen worden. Kaufmannsgüter, ähnlich denen aus jener Zeit, Handwerksgeräte und Embleme, sowie eine vom Sattel aus geleitete Postkutsche veranschaulichten die damaligen Verhältnisse. Vor der auf dem Blücherplatze stehenden, durch Bildhauer Schulz aus Breslau restaurierten Büste Blüchers wurde ein Kranz niedergelegt. An sämtlichen Festtagen fanden Freilichtspiele in dem im Buchholzparke ständig eingerichteten Naturtheater statt. Am Dienstag stieg ein Freiballon unter Führung des Rechtsanwalts Dr. Löbner aus Hirschberg auf. Bei dem Festmahl zu Beginn des Festes wurde auch dem Ehrenbürger der Stadt, dem 78 jährigen Grafen Nostitz auf Zobten, dem Sohne des Adjutanten Blüchers, eine Huldigung dargebracht. A.

Katzbachschlacht-Feiern. Die zum Gedenken an den Sieg Blüchers an der Katzbach am 26. August 1813 abgehaltenen Feierlichkeiten wurden am 16. und 17. August von der schlesischen Jugend begonnen, die auf dem Schlachtfeld ein patriotisches Huldigungsfest in Gegenwart des Prinzen Oskar von Preußen abhielt. 12 000 Mann der Jugendwehr Niederschlesiens hatten sich dazu eingefunden trotz des strömenden Regens, der seit Sonnabend mittag ununterbrochen niederging.

Schon am ersten Tage der Feier waren auf dem Schlachtfelde gegen 6000 Mann der Jugendwehr angelangt und in den umliegenden Dörfern untergebracht worden. Infolge des schlechten Wetters mußte am Sonnabend abends das fröhliche Lagerleben am Wachtfeuer unterbleiben. Am Sonntagmorgen marschierten die Abteilungen von 7 Uhr an auf das Schlachtfeld, und weitere 6000 Mann trafen mit Sonderzügen dort ein. Gegen 9 Uhr fanden bei Eichholz, Gr.-Jänowitz, Schlauphof, auf dem Breiten Berge oberhalb Schlaup, an der Crayner Brücke, auf der Christianshöhe und bei Bellwitzhof Feldgottesdienste statt. Eröffnet wurde der Gottesdienst überall mit dem Choral „Großer Gott, wir loben Dich"; ihm folgte eine kurze Predigt mit Vaterunser und Segen, und darauf, nach einem weiteren Choral, die Ansprache der Geistlichen. Ein Führer der Jugendwehr hielt sodann eine Gedenkrede an die große Zeit, worauf der Gottesdienst mit einem Choral schloß. Auf der Christianshöhe, wo damals der Hauptartilleriekampf der Preußen und Russen einsetzte, hielt General der Kavallerie von Bissing eine tief zu Herzen gehende Rede.

Vom Feldgottesdienst marschierten die Teilnehmer nach dem Denkmalshügel bei Bellwitzhof. Um 12 Uhr traf Prinz Oskar von Preußen hier ein, von dem Regierungspräsidenten Freiherrn von Seherr-Thoß, General der Kavallerie von Bissing und dem übrigen Festausschuß



phot. Gebr. Haeckel in Berlin

Gruppe aus dem Festzuge beim Blücherfeste in Löwenberg

empfangen. Die Ansprache des Prinzen an die Jugendwehr schloß mit einem Hurrah auf den obersten Kriegsherrn. Regierungspräsident Freiherr von Seherr-Thoß brachte im Anschluß daran ein Hoch auf den Prinzen aus; dann schritt der Prinz mit seinem Adjutanten und dem Festausschusse die Fronten der Jugendwehren ab. Nach ihr zogen die Abteilungen zu ihren Biwakplätzen, wo in mächtigen Feldkesseln das Mittagessen bereitet war. Dann ging es trotz des Regens mit Gesang zu den Bahnhöfen. Der Prinz stattete nach der Parade noch der Stadt Liegnitz einen Besuch ab.

Eine imposante Feier veranstalteten am 26., dem eigentlichen Schlachttage — auf eine Anregung von Pastor Gerhard in Hochkirch hin — gemeinsam die elf im Kampfgebiet belegenen Ortschaften. Den Höhepunkt erreichte diese in der Aufführung eines Festspiels, das in einem eigens dafür errichteten Zelte in Hochkirch in Szene gesetzt wurde, und das umso packender wirkte, als Frau von Olszewki für den entsprechenden Akt die damals im Zimmer Blüchers befindlichen Möbel aus Schloß Eichholz (Vergl. Seite 609 des laufenden Jahrganges) zur Verfügung gestellt hatte. Leuchtfeuer, die abends auf den historischen Bergen von Dohnau und Klein Schweinitz aufflammten, gaben der Feier einen würdigen Abschluß.

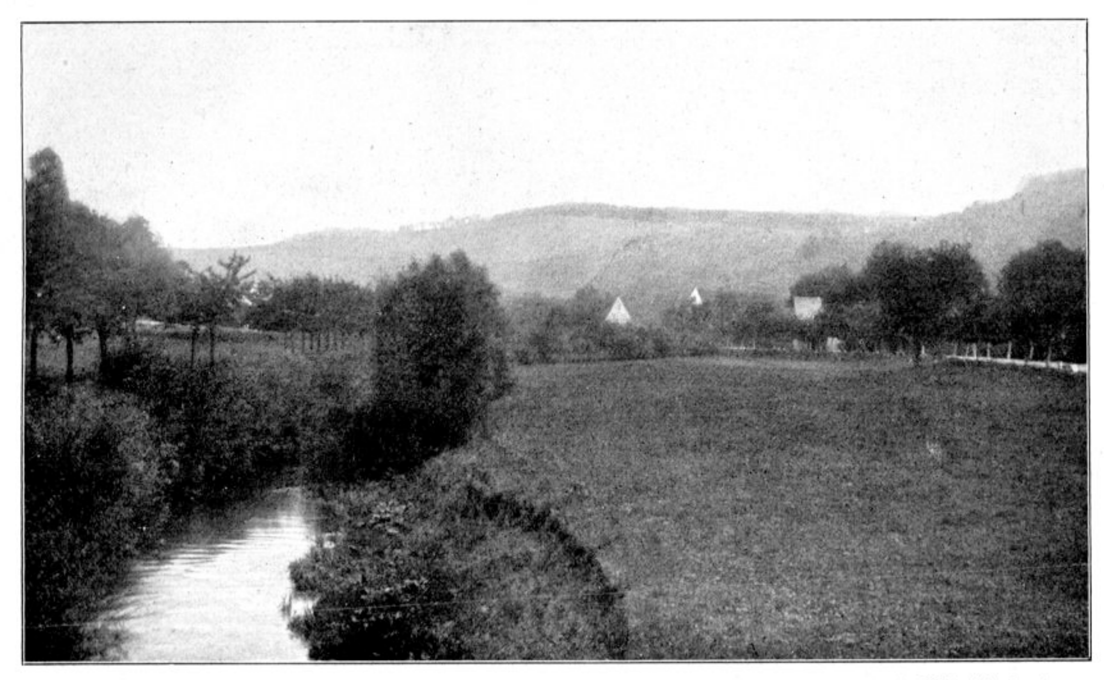
Jauer, von wo aus Blücher, der damals im heutigen Adligen Damenheim Quartier genommen hatte, nach dem Schlachtgelände aufgebrochen war, stand natürlich bei der allgemeinen Jahrhundertbegeisterung nicht zurück. Seine Bewohner feierten den großen Tag durch einen Festgottesdienst, durch die Legung des Grundsteins zu einem „Blücherbrunnen“, der demnächst auf dem Neumarkt zur Aufstellung gelangen soll, und durch eine prächtige Illumination der Stadt.

Besonders feierlich aber gestaltete sich das Gedenken an die gewaltige Zeit in Liegnitz. Der in Zapfenstreich und Fackelreigen bestehenden Vorfeier folgte am 26., dem Haupttesttage, die Enthüllung von vier Denkmälern, deren später noch ausführlicher gedacht werden soll. Vormittags $9^1/_2$ Uhr wurden die auf der Yorkstraße aufgestellten Denkmäler für Generalleutnant von Hellwig und den General der Kavallerie Heinrich von Wedel eingeweiht. Um $11^1/_2$ Uhr folgte dann die Enthüllung der, dank der Generosität der Herren Kommerzienrat Dr. Krumbhaar, Verlagsbuchhändler Kurt Krumbhaar, Kaufmann Max Lange und Dr. Rawitscher errichteten Büsten für Blücher, York, Gneisenau und Osten-Sacken.

Die Jahrhundertfeier in Zobten-Rogau. Zobten und Rogau verbanden ihr Gedenken an die große Zeit vor hundert Jahren zugleich mit der auf den 31. August festgesetzten Enthüllung des Lützower-Denkmals in erstgenanntem Orte. Das von Professor von Gosen in Breslau geschaffene Denkmal wird später in seiner künstlerischen Bedeutung gewürdigt werden. Für die gesamte Feierlichkeit war ein äußerst umfangreiches Programm aufgestellt worden. Seinen ersten Punkt bildete der Empfang und die Unterbringung von 4000 Jugendlichen, die schon am Abende des vorhergehenden Tages in Zobten eintrafen, und deren lustiges Lagerleben die Zeit vor hundert Jahren wieder aufleben ließ, als die „schwarze Schar“ hier biwakierte. Der Sonntag vormittag brachte Morgengottesdienste für die Jungmannschaften und zwar in der Rogauer Kirche und auf dem Rogauer Schloßplatze für die evangelischen, in der Zobtener Kirche für die katholischen. Aus Anlaß des Festes hatte man eine besondere Lützowerkompagnie gebildet, für die im Anschluß an den Gottesdienst in der historischen Kirche in Rogau ein besonderer Festgottesdienst abgehalten wurde. Gegen Mittag traf der Kronprinz ein, und nun erfolgte gegen $12^1/_2$ Uhr die Enthüllung des oben erwähnten Denkmals, woran sich Festzug und Parade schlossen, die allerdings unter dem mittlerweile ungünstig gewordenen Wetter litten. Den Schluß des Festes bildete die Aufführung eines von Walter Horst (Berlin) zu dieser Gelegenheit geschriebenen Festspiels „Die schwarze Schar“, das in einem auf dem Festplatze errichteten, 500 Personen fassenden Zelte in Szene ging. M. M.

Aus großer Zeit

Goldbergs heißester Tag anno 1813. Dem Gefechte von Löwenberg am 21. August 1813, durch welches Blücher gezwungen wurde, den Rückzug anzutreten, folgte ein Tag, an welchem die Verfolgung durch die Franzosen



phot. Mielert in Dortmund

Das Gelände des Kampfes bei Goldberg am 23. August 1813

nur lau betrieben wurde, sodaß Blücher beschloß, den Gegner am nächsten Tage, dem 23. August, frischweg anzugreifen. Es galt, dem Feinde den Uebergang über die Katzbach zu wehren und ihn westlich von ihr zu attackieren. Blücher glaubte dies wagen zu dürfen, da er erfahren hatte, daß starke französische Truppenteile nach Görlitz und Sachsen marschiert seien, sodaß er nur ein Korps, jenes von Lauriston, gegen sich zu haben wähnte. So entspann sich nun um Goldberg ein heißer Kampf, der schließlich mit dem Rückzuge der Preußen und Russen endete. Das Zentrum der Blücherschen Armee hatte Goldberg besetzt, der linke Flügel den Wolfs- und Flensberg. Die Gegend in der Niederau, nördlich von Goldberg, hatte der rechte Flügel inne: 6400 Mann unter Prinz Karl von Mecklenburg, der, von zwei Seiten durch einen dreimal so starken Feind angegriffen, nach hartnäckigster Gegenwehr sich geordnet, aber mit einem Verluste von nahezu 1800 Mann (darunter etwa 30 Offiziere) vom Schlachtfelde zurückzog.

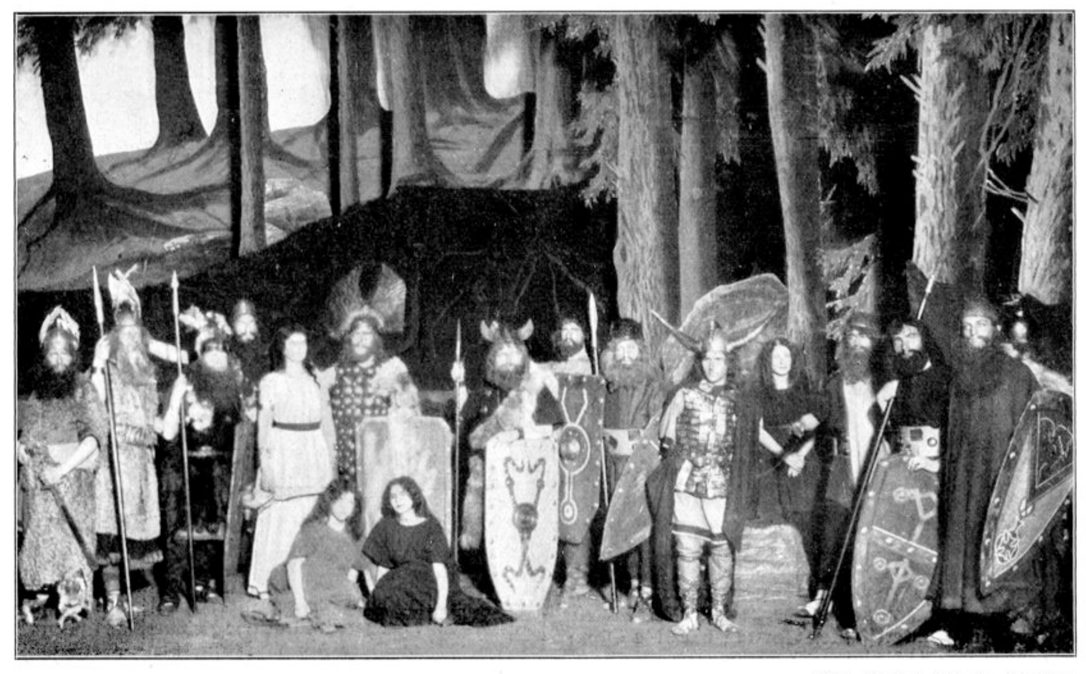
Um dieselben Vormittagsstunden kämpfte man um Goldbergs Mauern einen heißen Kampf. Schon am Abend vorher war die Stadt von den Franzosen beschossen worden. Menschenverluste waren nicht zu beklagen gewesen, nur eine des Humors nicht entbehrende Wirkung hatte eine der Kanonenkugeln hervorgerufen. Sie flog nämlich durch das Fenster des Senators Hoffmann, bei dem eine Gesellschaft von 14 Personen am Eßtische versammelt war, schlug etliche Weinflaschen entzwei, schadete aber im übrigen nicht. Das Zentrum der Blücherschen Armee wurde am 23. August gegen 9 Uhr von starken feindlichen Massen angegriffen. Besonders hart wurde am Obertor gekämpft, bis gegen Mittag auch hier die Preußen sich zurückziehen mußten. 500 Tote deckten die Straßen.

Während des Kampfes hatten sich die meisten Einwohner in sichere Gebäude und Keller geflüchtet. Die Beherzteren aber wagten sich trotz der umherpfeifenden Kugeln in die Nähe des Kampfplatzes gegen das Obertor zu, nahmen die Verwundeten auf die Schultern und trugen sie in Bürgerhäuser. Selbst Knaben sah man beim Abladen der Patronen von den Munitionswagen helfen. Ja, man sah Frauen, in der Schürze geschnittenes Brot und in der Hand einen Krug Bier oder ein Glas Branntwein, die Kugeln nicht fürchtend, aus ihren Haustüren heraustreten und die erschöpften Soldaten erquicken. Nicht wenig Bürger beteiligten sich aber auch selbst am Kampfe und schossen auf den Feind. Die Franzosen hatten dies bemerkt und ließen daher später ihre Wut an den Bewohnern Goldbergs aus. Viele wurden gemißhandelt und beraubt, einer getötet. Außer diesem einen kostete der Tag nur noch dem ältesten, 90 Jahre alten Einwohner Goldbergs das Leben, indem ihn eine Kugel während des Gefechts tötete. Bei der Einnahme Goldbergs spielte sich eine Tat ab, die so recht den Geist der Freiwilligen von damals spiegelt. Der Ratskellermeister Hammer aus Liegnitz, der, nachdem er Geld und Waffen fürs Vaterland gespendet hatte, selbst in die Liegnitzer Landwehr als Leutnant eingetreten war, wurde hier in Goldberg verwundet. Als ihn die eindringenden Franzosen in seiner Leutnantsuniform erblickten, stürzten sie auf ihn zu. Einer der Raubgesellen wollte dem Wehrlosen einen Ring vom Finger ziehen; da dies aber nicht gleich gehen wollte, nahm er sein Messer, um den Finger samt dem Ringe abzuschneiden. Das war dem Leutnant Hammer denn doch zu viel; er richtete sich auf, riß den Ring von seinem Finger, reichte ihn dem Franzosen, gab aber mit der andern Hand dem Räuber eine solche Ohrfeige, daß der Getroffene zu Boden stürzte. Man wollte den „Schlagfertigen" sofort töten, doch legte sich ein französischer Sergeant ins Mittel und erklärte Hammer für gefangen. Er wurde nach Dresden gebracht, später befreit und machte noch den Feldzug bis zum Friedensschluß mit.

Das in Goldberg kämpfende Zentrum hätte sich noch länger gehalten, wenn nicht der linke, aus russischen Truppen bestehende Flügel der Verbündeten, welcher den südlich der Stadt befindlichen Wolfs- und Flensberg besetzt hatte, gewichen wäre. Mielert

Jubiläen

200 jähriges Kirchenjubiläum in Karoschke, Kreis Trebnitz. Am 13. Juli beging die evangelische Kirchengemeinde Karoschke im Kreise Trebnitz das 200 jährige Bestehen ihres Gotteshauses. Die erste Kirche in Karoschke ist gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erbaut



phot. Atelier Lilly in Breslau

Szene aus der Aufführung der „Hermannsschlacht" im Breslauer Stadttheater

worden. Seit 1550 ist das Gotteshaus ununterbrochen in evangelischem Besitze gewesen, selbst in der Zeit der Gegenreformation. Deshalb bildete die Kirche gerade in jener Zeit eine Zufluchtsstätte der anderswo in ihrem Glauben Bedrängten. Unter solchen fast ein Jahrhundert dauernden Zuständen mag das Gotteshaus wohl manchmal zu klein geworden sein, weshalb der 1657 verstorbene Kirchenpatron Hans von Kalkreuth in seinem Testamente bestimmte, daß die Kirche um acht Ellen erweitert werden sollte, was seine Witwe Ursula auch ausführen ließ. 1713 wurde die alte Kirche durch den noch heut erhaltenen eigenartigen Fachwerkbau ersetzt. Der Turm konnte erst 1782 aus den Mitteln einer Kollekte errichtet werden.

R. N.

Breslauer Theater

Die Literatur, die uns sonst die warmen Monate zu vermitteln pflegte, blieb im Ausstellungsjahre fast vollständig fern. Im Liebichschen Etablissement hielt Henry Bender mit einer „Jubiläumsrevue" seinen Einzug. Die bunte Bilderreihe war mit Geschick und Reklameinstinkt zusammengestellt. Aber das ganze Unternehmen stand diesmal unter keinem glücklichen Stern. Der Tenor erkrankte, und das Publikum ging lieber in die Ausstellung.

Im Schauspielhause folgte der Wintersaison unmittelbar ein kurzes Gastspiel der Exl-Truppe, das trotz außerordentlicher, künstlerischer Bedeutung wenig Anklang fand. Nach vierzehntägiger Dauer wurde es durch ein anderes abgelöst, dem es nicht besser ging. Vier Wochen hindurch bemühte sich das Ensemble des Berliner Lessing-Theaters, noch immer die beste deutsche Schauspielertruppe, in heißem Bemühen um die Gunst des Breslauer Publikums. Vergebens! Trotz eines stets wechselnden Spielplans von Hauptmann, Ibsen und Bahr blieb das Haus leer.

Mehr Glück hatte ein sommerliches Berliner Theater-Ensemble, das am 1. Juli mit der Berliner Gesangsposse „Filmzauber" seinen Einzug hielt. Die originelle Idee der Herren Bernauer und Schanzer, eine Parodie auf die Film-Dramatik zu schreiben, erwies sich als recht amüsant. In die nicht eben bedeutenden musikalischen Ehren teilten sich die Herren Walter Kollo und Willy Bretschneider. Aus dem annehmbaren Ensemble ragte Mia Werba hervor.

Im Anfang des Juni beging die Breslauer Studentenschaft ihre Jahrhundertfeier und machte bei dieser Gelegenheit einen von lebhaftem Erfolge begleiteten Abstecher in das Reich Thaliens. Den Höhepunkt bildete eine Festaufführung der „Hermannsschlacht" im Stadttheater unter der Regie des neuen Stadttheaterintendanten Waldemar Runge. In mehr als zwei Dutzend Proben hatte er aus einer bunt zusammengewürfelten Schar von Musensöhnen ein Volk freiheitsdurstiger Cherusker geformt, das in den Massenszenen die Höhepunkte der klassischen Dichtung eindrucksvoll wiedergab. Der ersten Aufführung folgten zwei weitere, und das nur aus Angehörigen der Breslauer Friedrich Wilhelm-Universität und der technischen Hochschule zusammengesetzte Ensemble unternahm später auch eine Gastspielreise nach Beuthen, die von bemerkenswertem, künstlerischem Erfolge begleitet war.

Das Naturtheater wahrte unter der Leitung seines jugendlichen Direktors Willy Koch den ganzen Sommer über eine streng künstlerische Physiognomie. Shakespeares Lustspiel „Was Ihr wollt" und Hauptmanns „Versunkene Glocke" paßten sich dem Rahmen der idyllischen Naturbühne ohne Zwangsmaßregeln an. In Otto Ludwigs harmlos-lustigen „Haus Frei" fand die Direktion ein vorbildliches Nachmittagsstück, und ganz besonderes Glück entwickelte sie mit der Ausgrabung halbvergessener Kleinigkeiten. „Das Fest der Handwerker", „Der Kurmärker und die Pikarde," „Des Löwen Erwachen" und „Die Verlobung bei der Laterne" bedeuteten unbestrittene Erfolge. Interessant war der Versuch, des dänischen Poeten Slertz romantisches Spiel von „König Renés Tochter" neu zu beleben. Aber auch mit Novitäten wußte die junge Direktion aufzuwarten. Zugleich mit Suppe's „Schöner Galathe" erschien des jungen Breslauer Komponisten Paul Gerold-Guttmann amüsante, italienische Opernparodie „La Vendetta" auf der Naturbühne, und kurz vor Schluß der Saison gab es sogar durch den Napoleon-Einakter „Enghien" von Fritz Ernst das in Breslau ziemlich seltene Ereignis einer Uraufführung. Unterstützt wurde Direktor Koch durch einen Stab tüchtiger Künstler und

Künstlerinnen. Als bewährte Regisseure standen ihm die Herren Lentz und Götze zur Seite, und aus dem Ensemble seien außerdem noch die Herren Bankel, Gewinner, Bruck, Wilhelm, Antony, Gembs, Zibale, sowie die Damen Frau Hentrich, Fräulein Berry, Grosser, Köckeritz, Spieß, Graw und Fräulein Fröhlich mit Anerkennung genannt. Ein Doppelgastspiel von Nella Jauck und Carl Skoda in der „Versunkenen Glocke" bot willkommene Abwechselung. F. E.

Sport

Meisterschaftskämpfe der deutschen Leichtathleten. Am Sonnabend, dem 17. August, fand im großen Saale des Turnvereins „Vorwärts" ein Begrüßungsabend statt, an dem gegen tausend Anhänger der Leichtathletik teilnahmen. Die Männergesang und Orchestervereinigung Breslau, wie Konzertsänger Hans Hielscher erfreuten die Festversammlung mit wohlgelungenen Vorträgen. Der Sport kam im Florettfechten und im italienischen Säbelfechten zwischen dem Berliner Fechtmeister Max Richter und dem Breslauer Fechtmeister Ludwig Kirchhof zur Geltung, ebenso wie in prächtigen lebenden Skulpturen, die die Mitglieder des Vereins für Körperkultur darstellten. Die Reden des Generals Freiherrn von Seckendorff, sowie des Vorsitzenden der deutschen Sportbehörde für Athletik, Runge (Braunschweig) und anderer gipfelten in der Verherrlichung der Leichtathletik. Generalsekretär Malessa (Berlin) hielt einen interessanten Vortrag über die Olympischen Spiele in Stockholm.

Sonntag, den 18. August, fanden auf dem Sportplatze in Grüneiche, leider bei strömendem Regen, die eigentlichen Meisterschaftswettkämpfe statt. Im Wettlaufen siegte Mickler (Charlottenburg) im 800 Meter-Laufen und im 1500 Meter-Laufen. Das 100 Meter-Laufen und 200 Meter-Laufen gewann Kern München), das 400 Meter-Laufen Herrmann vom Berliner Sportklub, das 110 Meter-Hürdenlaufen Martin vom Verein für Bewegungsspiele in Leipzig, das 3000 Meter-Hindernislaufen Pauly vom Fußballklub „Dresdensia". Im Weitsprung errang die Meisterschaft Hagen vom Sportklub Charlottenburg, im Stabhochsprung Harry aus Münster, im Hochsprung Liesche vom Eimsbüttler Turnverband. Im Diskuswerfen wurde Meister Willfür vom Berliner Sportklub, im Kugelstoßen Halt (Turngemeinde München), im Speerwerfen Buchgeister vom Sportklub Charlottenburg. Im 3000 Meter-Wettgehen siegte Buckow vom Berliner Athletikklub. G. H.

Persönliches

Der am 12. August im 84. Lebensjahre verstorbene Ehrenbürger der Stadt Brieg, Fabrikbesitzer **Theodor Lange,** war von 1875 bis 1884 unbesoldeter Stadtrat und von 1890 bis 1909 Stadtverordneter. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Schaffung des städtischen Wasserwerkes, das später dem Grundwasserwerk weichen mußte. Von den öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen waren es in erster Reihe die Ferienkolonien, denen er sein Wohlwollen zuwandte. Im Jahre 1909 schenkte er der Stadt ein von dem Bildhauer Viktor Seiffert geschaffenes Bismarckdenkmal, das an der Promenade, der Post gegenüber, Aufstellung gefunden hat.

Am 17. August starb in Grünberg der Geheime Kommerzienrat **Georg Beuchelt.** 1852 in Zwickau geboren, begründete er 1876 mit dem Stadtrat Ribbek die Firma Beuchelt & Co. Aus den zwanzig Arbeitern, mit denen er den Betrieb der mit kleinen Mitteln — es sollen 3000 Taler gewesen sein — gegründeten Fabrik aufnahm, waren nach fünf Jahren 240 geworden. 1881 brannten 13 Schmiedefeuer, und 250 Werkzeugmaschinen waren im Betriebe. Zu den Abteilungen für Brückenbau und Eisenkonstruktionen kam 1886 eine Abteilung für Waggonbau, der später noch eine Tiefbau-Abteilung mit dem Sitze in Berlin angegliedert wurde. In sämtlichen Betrieben sind jetzt neben einem großen Stabe technischen Personals an 2000 Arbeiter beschäftigt. Bedeutende Bauten im Inlande, wie die Kaiserbrücke in Breslau und die Schleusenbauten im Großschiffahrtswege Berlin-Stettin, stellen sich würdig neben die in der Türkei, in Mesopotamien und den Kolonien geschaffenen Werke. Noch kann man am Bahnhof Grünberg die hellbraunen Wagen für die Bagdadbahn sehen, welche wegen des Balkankrieges nicht weggeschickt werden konnten. Außer reichen wirtschaftlichen sind dem Verstorbenen auch große Erfolge im öffentlichen und politischen Leben geworden. Als Vertreter des Wahlkreises Grünberg-Freystadt gehörte er von 1898 bis 1913 dem Landtage an, auch vertrat er den gleichen Wahlkreis von 1907 bis 1912 im Reichstage. Er war außerdem Mitglied des Kreistages, des schlesischen Provinziallandtages und Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt Schlesien, sowie des Krieger- und Militärverbandes. Otto

Kleine Chronik

Juli

24. Vom 24. bis 27. Juli findet in Breslau die Hauptversammlung des Vereins Deutscher Zeichenlehrer und des Vereins Deutscher geprüfter Zeichenlehrerinnen statt.

26. Eine größere militärische Uebung, die in dem Ueberschreiten der Oder durch die 78. Brigade gipfelt, wird in Linden bei Brieg abgehalten.

26. In den Tagen vom 26. bis 28. Juli tagt in Breslau der Verband Ostdeutscher Schreber- und Gartenvereine.

28. Die alte Seigerglocke der Elisabethkirche in Breslau, die seit drei Jahren schwieg, ertönt, mit einem elektrischen Schlagwerk versehen, zum ersten Male wieder.

August

3. Der König von Sachsen stattet der Breslauer Jahrhundert-Ausstellung einen Besuch ab.

3. Die deutsche Bunsen-Gesellschaft beginnt ihre bis zum 6. August dauernde 20. Hauptversammlung in der Aula der Technischen Hochschule in Breslau.

2. Schwere, von Wolkenbrüchen begleitete Gewitter verheeren das Hirschberger Tal.

5. Im Saale des Königlichen Staatsarchivs in Breslau wird der 13. Deutsche Archivtag abgehalten.

5. Die schlesische Lehrerschaft veranstaltet in der Breslauer Jahrhunderthalle eine von mehr als 8000 Teilnehmern besuchte imposante Hundertjahrfeier.

5. Der Deutsche Geschichts- und Altertumsverein tagt im Auditorium 2 der Breslauer Universität.

Die Toten

August

5. Herr Rittergutsbesitzer Paul Buffa, 67 J., Breslau.
Herr Geh. Justizrat Oskar Wiester, 86 J., Hirschberg.

12. Herr Gymnasialoberlehrer Dr. Eugen Reimann, 39 J., Breslau.
Herr Fabrikbesitzer Theodor Lange, Ehrenbürger der Stadt Brieg, Brieg.

13. Herr Kgl. Bergrat a. D. Eduard Wiebner, 82 J., Breslau.

14. Herr Landgerichtspräsident a. D. Joseph Schwedowitz, 60 J., Lüben.

16. Herr Kgl. Kreisarzt, Geh. Medizinalrat Dr. Richard Rother, 65 J., Falkenberg O.-S.

17. Herr Geh. Kommerzienrat Georg Beuchelt, Grünberg.

18. Herr Generalleutnant z. D. von L'Estocq, 89 J., Schloß Matzdorf.
Herr Justizrat Carl Lewy, 53 J., Ohlau.

19. Herr Rentier und Stadtältester Richard Klein, 68 J., Freiburg.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (Schluß)

„Machen Sie sich wegen des Zornes Ihres Vaters keine allzu schlimmen Gedanken. Ich vermute, er wird nicht unversöhnlich sein, und es wird ein Tag kommen, wo er einsieht, daß Sie nicht anders handeln konnten. Vielleicht lernt er erkennen, daß es mindestens ebenso praktisch ist, die Karriere zu ergreifen, die Sie jetzt vor sich haben, als die Juristerei.

Und nun kommen Sie, Karl! Jetzt wollen wir zu Helene gehen und das arme Mädchen beruhigen. Und dann geht es an die Arbeit, Herr Doktor Karl Siegner, und ich werde ein fürchterlicher Tyrann sein; darauf können Sie sich verlassen. Schreiben Sie heute noch an den Bergrat Muvius. Er kann Ihnen betreffs Abkürzung Ihrer praktischen Lehrtätigkeit im Bergwerk von Nutzen sein und vor allem dafür sorgen, daß Sie auf irgend einer Grube sofort als Lehrhäuer angelegt werden. Daß Sie sich für Ihre Lehrzeit nicht die Mathildegrube aussuchen werden, ist wohl selbstverständlich."

XIX.

Es ist Winter geworden.

Von den Karpathen her weht der Schneesturm über die norddeutsche Tiefebene.

Im Zuchthause zu Ratibor sitzt der ehemalige Oberschichtmeister Kornke, um seine Strafe abzubüßen. Die Gerichtsverhandlung vor den Geschworenen gegen ihn hatte nur wenige Stunden in Anspruch genommen. Kornke war in allen Stücken geständig, und der Verteidiger hatte es verhältnismäßig leicht, auf mildernde Umstände zu plädieren. Immerhin waren die Vergehen Kornkes bedeutend und zahlreich. Es handelte sich um wiederholte schwere Wechselfälschung, um Fälschung von Depotscheinen, Dokumenten und Büchern, um Unterschlagung und Veruntreuung, und trotz der mildernden Umstände erkannte der Gerichtshof auf eine vierjährige Zuchthausstrafe. Kornke hatte sich geweigert, außer Ewers irgend jemand von seinen Bekannten wiederzusehen. Er hatte auch nach der Verurteilung flehentlich gebeten, daß ihn Helene nicht besuche. Er steht nur durch Briefe, die er hin und wieder durch die Strafanstaltsdirektion von Ewers erhält, und denen Helene einige Zeilen beifügt, mit der Außenwelt in Verbindung. Das Konkursverfahren ist ein außerordentlich langwieriges; denn die sämtlichen Liegenschaften Kornkes müssen erst realisiert werden, und der Verkauf der Grundstücke und Bergwerksanteile ist nicht so leicht, da überall Hypotheken und Verpfändungen auf ihnen liegen. Indes wickelt sich auch diese Angelegenheit allmählich ab. Am besten ist noch Woytylak bei der ganzen Sache gefahren: die Grundstücke, deren Besitzer er ohne sein Wissen und gegen seinen Willen geworden ist, indem Kornke ihm Urkunden zur Unterschrift vorlegte, deren Inhalt Woytylak nicht kannte, haben sich als wertvoller erwiesen, als man allgemein annahm. Zwei dieser Grundstücke hat Woytylak sogar mit großem Nutzen an die Eisenbahn verkauft, die neues Terrain zur Anlage eines Rangierbahnhofes brauchte, und der Ausfall, den Woytylak erfährt, wird kaum ein Sechstel seines Vermögens betragen. Im übrigen werden bei dem Konkurse noch gegen sechzig Prozent herauskommen. Auf den Anteil der noch immer vollständig ohne Seele lebenden Frau Kornke und ihrer Tochter wird demnach die Summe von dreißigtausend Mark entfallen, die indes auf Wunsch Helenens und auch nach den Intentionen des Markscheiders Ewers dazu benutzt werden wird, um in erster Linie Woytylak den entstandenen Restschaden zu ersetzen und das andere Geld an die Gewerkschaft zu zahlen. Letztere wird mit einem Schaden von ungefähr sechzigtausend Mark davonkommen, einer verhältnismäßig geringen Summe gegenüber den großen Unregelmäßigkeiten, die sich zuerst ergaben. Ewers hat in aller Stille sein Testament gemacht und Helene zur Universalerbin eingesetzt. Niemand indes, selbst die zukünftige Erbin nicht, weiß etwas von diesem Schritte des alten, liebenswürdigen Herrn.

Karl ist Lehrhäuer auf der Hohenzollerngrube in der Nähe Beuthens, und unzweifelhaft wird seine praktische Dienstzeit abgekürzt werden, dadurch, daß er seit seiner Jugend mit den Bergwerkseinrichtungen vertraut ist und ihm durch die wirksame Empfehlung des Bergrats von Muvius vielfache Erleichterungen gewährt worden sind. Die Beamten der Hohenzollerngrube unterstützen Karl bei seinen praktischen Arbeiten auf das freundschaftlichste und rühmen im Scherz, daß ihre Grube wohl die „gebildetste" im ganzen Industriebezirk sei, weil sogar die jüngsten Häuer „Doktoren" seien.

Es ist vormittags gegen elf Uhr. Karl ist soeben im vollen Arbeitszeug auf der Schale

aus dem Schacht der Hohenzollerngrube heraufgekommen. Seine Schicht unten ist beendet und beim Aufschreiben im Zechenhaus, das abends um halb sechs Uhr stattfindet, wird ihn ein anderer der Häuer, die mit ihm vor einem Ort arbeiten, vertreten.[1]) In der Grube war es warm, ja heiß; denn die „Hohenzollern" hat ihre Flöze von bedeutender Mächtigkeit in großer Teufe.[2]) Karl hatte aber Gelegenheit, sich warm zu laufen; denn der Weg nach Beuthen beträgt beinahe eine halbe Stunde. Der Marsch durch die erfrischende Winterluft tut ihm wohl nach dem Aufenthalt in der schwülen, von Kohlengas geschwängerten Luft des Bergwerks. Der Weg führt vorbei an den großen Halden der „Hubertus-Zinkhütten". Während ringsum das weiße Schneetuch die Landschaft deckt, stehen die Halden schwarz und kahl. Die Halden bestehen aus der Asche, die aus dem Rost der Zinköfen in die tunnelartigen Aschenräume fällt und von dort in eisernen Kippwagen auf einer schmalspurigen Eisenbahn nach der Halde geschafft und dort heruntergestürzt wird. Diese Asche ist zum Teil noch glühend, enthält metallische Bestandteile, welche auf der Halde unter starker Gasentwickelung verbrennen und des Abends auf der Halde mit blauen, grünen, roten und gelben Lichtern, welche wie die Irrwische hin- und herflackern, eine romantische Illumination ergeben. Am Fuße dieser Halden stehen einige Wagen und Gruppen von Menschen. Als Karl vorbeikommt, ruft ihn der ihm bekannte Hüttenmeister heran, und nachdem er Karl begrüßt hat, sagt er:

„Sie kennen ihn auch; sehen Sie, das ist das Ende."

Er schlägt eine Decke zurück, und Karl blickt auf die verstümmelte Leiche Gasdas.

„Er hat sich wahrscheinlich gestern Abend hier am Fuße der Halde, wo es warm ist, betrunken niedergelegt, ist durch die aus der Halde ausströmenden Gase erst erstickt worden und dann langsam verkohlt. Unheil genug hat er angerichtet. Wie Sie wissen, sitzt Bjernatzki, der Herausgeber jener Schandzeitung, noch im Gefängnis, und Gasda, der wegen seiner Verleumdungen und versuchten Erpressungen ebenfalls mit drei Monaten Gefängnis bestraft worden ist, muß erst dieser Tage aus der Haft entlassen worden sein. Es ist mir mitgeteilt worden, daß er sich seitdem bettelnd herumtrieb. Vielleicht hat er hier selbst den Tod gesucht, vielleicht auch in seiner Obdachlosigkeit hier ein Nachtquartier zu finden erwartet!"

[1]) „Ort" heißt die Arbeitsstelle des Bergmanns. Ein Bergwerk wird durch Abbau einer Menge von „Oertern" betrieben.

[2]) Tiefe,

Karl reichte dem Hüttenmeister die Hand und entfernte sich rasch. In seinem Herzen regte sich das tiefste Bedauern mit dem Manne, der sein Feind gewesen war, dem er aber doch sein Mitleid nicht versagen konnte, nachdem der Unglückliche dieses traurige Ende gefunden hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Hause Siegners sind schlimme Zeiten eingekehrt, seitdem die Katastrophe mit Karl gekommen. Der Alte hätte Hand an sich selbst gelegt, wenn ihn Frau und Tochter nicht mit flehentlichen Bitten zurückgehalten hätten. Dem Sohne hatte er einen Brief geschrieben, in dem er ihm verbot, jemals wieder die Schwelle seines Hauses zu überschreiten. Frau und Tochter hatte Siegner auf das strengste untersagt, den Namen Karls wieder zu nennen. Wochenlang war Siegner herumgeschlichen, nur noch ein Schatten seiner selbst. Eine unheimliche Stille brütete über dem Familienleben, und Mutter und Tochter wichen Siegner scheu aus; denn sie fürchteten bei der geringsten Veranlassung seine Wutanfälle. Es schien nichts mehr in der Welt zu geben, was den alten Mann interessierte. Von Marxdorf und Emma kam ein Brief, in welchem sie ihre Ankunft anzeigten und mitteilten, daß es ihnen recht gut gefalle. Der Alte las den Brief, gab ihn Frau und Tochter zum Lesen und schloß ihn dann weg.

Gar zu gern hätte Martha dem Bruder Nachricht von dem Befinden der Schwester gegeben. Sie wußte nicht, daß er direkt mit ihr im Briefwechsel stand. An Karl zu schreiben, wagte sie nicht. Sie fürchtete das Schlimmste, wenn der Vater erfuhr, daß sie seinem strikten Befehl, jede Verbindung mit Karl abzubrechen, übertrete. Schließlich fand sie einen Helfer in dem jungen Grubenschmied Fechner.

Es war merkwürdig, wie oft Fechner in das Haus Siegners kam. Angeblich wollte er Siegner immer in dienstlichen Angelegenheiten sprechen. Warum aber kam er dann gerade immer zu einer Zeit, da Siegner nicht zu Hause war? Gewöhnlich stellte es sich auch heraus, daß diese dienstlichen Angelegenheiten in großen Nichtigkeiten bestanden, die gar keinen persönlichen Besuch erheischten. Martha fing an zu ahnen, daß diese Besuche ihr galten, und jetzt verstand sie auch die Blicke und Händedrücke, die ihr Fechner zukommen ließ. Doch Martha konnte ihm nicht zürnen und wurde jedesmal glühend rot, wenn sie ihm begegnete. Fechner sprach sie eines Tages auf der Straße an, als sie eine Besorgung in dem Industrieort hatte, und fragte sie, ob sie nicht etwas an den Bruder auszurichten habe, da er gerade nach Beuthen fahre. Fechner mußte großes Interesse

an der Familie haben; denn er hatte sich über alle Verhältnisse des Siegnerschen Hauses auf das sorgfältigste unterrichtet. Martha trug Fechner Grüße auf und bat ihn, den Inhalt des Briefes, den Emma geschrieben hatte, dem Bruder mitzuteilen. Den Auftrag richtete Fechner aus.

Seinen Dienst versah Siegner mit der Regelmäßigkeit und Pflichttreue, die bei ihm selbstverständlich waren. Es wehte auch ein sehr scharfer Wind von oben her in den Verhältnissen der Mathildegrube. An Stelle des alten Bergrats, dem die ganze Belegschaft zum Abschied einen Fackelzug gebracht hatte, war ein junger Bergassessor Generaldirektor geworden, und der neue Herr brachte auch neue Einrichtungen und große Schneidigkeit mit. Der alte Bergrat wohnte vorläufig noch im Industrieort und richtete seine Spaziergänge hin und wieder nach der Gegend, wo er Jahrzehnte lang als oberster Beamter gelebt hatte. Es fiel dem alten Manne schwer, sich von der Stelle seiner früheren Tätigkeit zu trennen.

Ein halbes Jahr war vergangen, seitdem Karl Siegner seine juristische Laufbahn aufgegeben hatte, als Bergrat von Muvius den alten Siegner auf einem seiner Spaziergänge traf. Sie hatten einen gemeinsamen Weg, der sie wohl eine halbe Stunde lang durch verschneiten Wald führte. Auf diesem Wege fragte der Bergrat seinen ehemaligen Untergebenen:

„Wie geht es Ihrem Herrn Sohn?"

Der Bergrat erschrak fast darüber, wie sich auf diese Frage hin das Gesicht des alten Mannes verfinsterte, und wie er nach einer Pause die Worte hervorstieß:

„Ich habe keinen Sohn mehr, Herr Bergrat."

In demselben Augenblick blieb der alte Bergrat stehen und sagte mit dem Tone tiefster Empörung:

„Sie sollten sich schämen, Siegner! Schämen bis in das Innerste Ihrer Seele und Gottes Strafe fürchten, weil Sie so törichte Redensarten führen. Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet; ich hätte es nicht geglaubt, die Achtung verlieren zu müssen vor einem Manne, den ich stets geschätzt habe, und von dem ich, weiß Gott, etwas Besseres erwartet hätte."

Dann aber kam der alte Herr in Zug und hielt Siegner eine Standrede, wie sie ihm noch nie gehalten worden war, und wie sie ihm kein anderer Mensch hätte halten dürfen. Der Bergrat sagte ihm, daß das Verhalten seines Sohnes das eines Ehrenmannes gewesen sei, und daß er ihm schriftlich seine Anerkennung ausgedrückt habe. Er sagte seinem ehemaligen Untergebenen in geradezu heftigen Worten, daß er an dem Sohne umsomehr ein Unrecht tue, weil es sich jetzt herausstelle, daß er alle Aufwendungen für den Sohn nicht aus Liebe zu dem Kinde, sondern seiner eigenen Eitelkeit willen gemacht habe. Mit einer Ueberzeugung, die auf Siegner nicht ohne Eindruck bleiben konnte, machte ihm der Bergrat klar, daß außer einem Vater auch noch das Schicksal das Leben eines Mannes wie Karl bestimme. Er schloß mit den Worten:

„Es wäre Zeit, Siegner, daß Sie zur Einsicht kämen, sich nicht länger versündigten vor Gott und um die Achtung brächten vor den Menschen! Gehen Sie in sich, und geben Sie diesen kindischen Trotz auf!"

Dann ließ der Bergrat den alten Siegner stehen und ging davon.

Siegner hatte während seiner ganzen Dienstzeit vor der Person seines höchsten Vorgesetzten Respekt gehabt. Aber auch Dankbarkeit, ja, persönliche Zuneigung empfand Siegner für den Bergrat, der ihm stets ein liebenswürdiger Vorgesetzter gewesen war, der ihn noch in der letzten Zeit seiner Amtstätigkeit befördert hatte.

Teufel noch einmal! Dieser Bergrat hatte ihn herunterkapitelt wie einen dummen Jungen! Er hatte ihm Dinge gesagt, an die Siegner wirklich nicht gedacht hatte, und die ihm kein anderer Mensch hätte sagen dürfen.

Von diesem Tage an ging aber eine Veränderung mit Siegner vor, welche auch die Frauen im Hause allmählich merkten. Seine Rauheit verschwand allmählich; er wurde milder, selbst in der Art und Weise, wie er sprach, zeigte wieder Interesse für seine Umgebung und wurde liebenswürdig gegen Frau und Tochter, wie er es Zeit seines Lebens nicht gewesen war, so daß Frau Siegner wirklich ängstlich wurde.

Als der Frühling in das Land kam, starb Frau Kornke, ohne jemals wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Ein Gehirnschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Der alte Siegner schrieb Helene ein Beileidsschreiben und las diesen Brief Frau und Tochter vor, welche sich über diesen Schritt des Vaters erst entsetzten und dann freuten. Als Frau Siegner ihrem Erstaunen durch die Frage Ausdruck gab:

„Ist der Brief wirklich an Helene?" wurde Siegner wieder ärgerlich und sagte:

„Selbstverständlich, man muß ihr doch ein paar Zeilen schreiben; sie ist doch nun einmal Karls Braut."

An jenem Tage war Martha so vergnügt und gegen ihre sonstige Gewohnheit so lustig, daß Fechner, der wieder unter irgend einem nichtigen Vorwande in das Haus kam, ganz überrascht war und die Situation derart mißbrauchte, daß er Martha eine Liebes- und Heiratserklärung machte, gegen welche das

Mädchen sich nicht wehren konnte, so daß Fechner als der heimliche Bräutigam Marthas das Haus verließ.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jahre sind vergangen. Im Hause des Markscheiders Ewers sind gewichtige Veränderungen vorgegangen. Der alte Herr wohnt jetzt oben in den Giebelzimmern, die einst Karl bewohnte, und unten neben den Bureaus, die wegen der vielen Arbeit vergrößert werden mußten, liegt die bescheidene Wohnung, in der Karl Siegner mit seiner Frau Helene und ihrem Kinde hausen. Karl hat längst sein Markscheiderexamen bestanden und ist eifrig tätig. Aber neben ihm schafft noch mit unverwüstlicher Rüstigkeit Ewers, der sich nur jetzt mehr um die Bureauarbeiten kümmert und den schweren Außendienst seinem Kompagnon überläßt. In dem Markscheiderbureau sitzt ein alter, einarmiger Mann mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Es ist Siegner, der jetzt pensioniert ist und sich bei dem Sohne, mit dem er längst versöhnt ist, nützlich macht. Er verdient sich damit ein hübsches Taschengeld, mit dem er allerdings nichts anzufangen weiß; denn seine Lebensgewohnheiten sind so einfach wie immer geblieben. Martha ist als Gattin Fechners ebenfalls versorgt, und Marxdorf und Emma sind noch immer in Argentinien. Infolge der günstigen Verhältnisse hat Marxdorf nach Ablauf der ersten fünf Jahre seinen Vertrag erneuert, und es ist anzunehmen, daß er ihn auch zum zweitenmale erneuern wird, um dann erst wieder nach der schlesischen Heimat zurückzukehren. Die von ihm herüber gesandten Briefe zeigen häufig interessante Nachschriften: Krähenfüße, die aussehen wie die Handschrift von Kindern, denen die Mutter beim Schreiben die Hand geführt hat. Drei Sorten derartiger Krähenfüße haben sich allmählich auf den Briefen eingefunden. Eingeschlossen in diese Schreiben aus Argentinien aber kommen jedesmal Briefe, an Helene und Karl gerichtet, Zeilen voll Zärtlichkeit, wie sie nur der Vater an die Tochter schreiben kann. Kornke hat drüben nach Verbüßung seiner Strafe ein neues Leben begonnen. Es lag so nahe, ihn zu Marxdorf zu schicken, der dafür sorgte, daß er eine Stellung fand.

Da drüben fragt man nicht nach der Vergangenheit des Menschen, und eine Kasse wurde Kornke ja nicht anvertraut.

Bevor er nach Argentinien abfuhr, hat eine Abschiedsszene stattgefunden, welche Ewers inszenierte. Der Zuchthäusler, der direkt aus der Strafanstalt nach Bremen fuhr, fand hier im Hotel die Tochter, den Schwiegersohn und das Kind, und nachdem Kornke mit dem Freunde und den Kindern zwei Tage verbracht hatte, zog er hinaus über das Meer, um das zu suchen, was er im früheren Leben so lange schmerzlich entbehrte, Seelenruhe und Frieden.





Schlesische Volkslieder aus der Zeit von 1813

Von Wilhelm Schremmer in Breslau

Vor 100 Jahren gleicht das preußische Volk einem Meer, das ergriffen wurde bis in die Tiefe, um das die Stürme wehen, und das nun wogt und braust. In solch bewegten Tagen, da die Herzenssaiten eines jeden Einzelnen wie die gesamte Volksseele schwingen, fließt der Born des Volksliedes überreichlich, und so mancher Mann mitten aus dem Volke wird zum Dichter und Sänger. Es sind uns aus jenen Tagen lange nicht alle Lieder erhalten geblieben, die in Schlesien und von schlesischen Kriegern gesungen wurden; doch manches schöne Lied haben uns die Sammlungen aufbewahrt, ja, manches Lied wird bis heute gesungen, ohne daß der Sänger weiß, daß es aus jener Zeit stammt. Es bleibe bei ihnen dahingestellt, ob sie nun alle ursprünglich in Schlesien entstanden sind. Kein Volkslied läßt sich mit aller Bestimmtheit an irgend einen Ort oder etwa an eine Landschaft binden; wir kennen weder den Dichter, der es formte, noch Zeit und Ort, da es entstand. Das Volkslied gehört dem gesamten Volke, das es singt. Doch wie Schlesien vor 100 Jahren mit die Geburtsstätte der großen Volksbewegung war, so war es wohl auch die Heimat so manches Liedes, das bald in ganz Deutschland erklang. Die Dichter aber müssen wir, da es sich doch meist um Kriegslieder handelt, vor allem unter den Soldaten suchen, die die Ereignisse mit erlebten, die auf dem Marsche zum ersten Male die neuen Lieder probierten, die vielleicht am Abend zuvor am Wachtfeuer gedichtet worden waren.

Der macht sich von dem Singen in jenen Tagen eine ganz falsche Vorstellung, der etwa glaubt — und dieser Glaube ist nicht selten — die Lieder eines Körner, Arndt, Schenkendorf seien im Munde des Volkes gewesen. Die Lieder dieser Kunstdichter, die wir heute ohne weiteres mit den Befreiungskämpfen verknüpfen, waren damals nur sehr wenigen bekannt. Gesungen wurden sie, außer von solchen Kämpfern, die den Dichtern nahe standen, überhaupt nicht. Dafür zeugen die geschriebenen Liederbücher aus jener Zeit. Echt volkstümlich sind die Lieder jener Dichter nie gewesen und werden es nicht sein. Sie sind viel zu viel Kunstdichtung; es fehlt der echte Volkston, besonders auch die echte Volksweise. In der großen Masse lebte damals allein das wahrhafte Volkslied, das mitten aus dem Volke emporwuchs; es wurde gesungen auf dem Marsche, im Feldlager, im Quartier, vor und nach der Schlacht, in Feindes- und Freundesland.

Wie alle geschichtlichen Lieder, sind auch die Volkslieder aus der Zeit von 1813 Schöpfungen des Augenblickes. Darin liegt es wohl auch begründet, daß viele wieder versanken und nur die allerbesten im Volksmunde blieben. Als Schöpfungen des Augenblickes aber haben gerade diese Lieder einen großen Wert; aus ihnen wird deutlich, was aus diplomatischen

Quellen nicht ersichtlich ist: die Stimmung des Volkes, alles Hoffen, Sehnen, Ringen jener Tage.

Es ist in der Geschichte des Zeitliedes eine merkwürdige und doch seelenkundlich so leicht erklärliche Erscheinung, daß die Stimmung, das Gefühl, das allgemein Menschliche in diesen Liedern, je mehr wir uns der heutigen Zeit nähern, stetig überwiegt und der eigentliche Bericht über das Geschehnis selbst immer mehr zurücktritt. So sind die letzten geschichtlichen Lieder aus dem Kampfe unseres Volkes mit den Franzosen — ich erinnere nur an das schöne Lied „Bei Sedan wohl auf der Höhe," — nichts als wahre Seelengemälde; so unterscheiden sich die Zeitlieder von 1813 schon sehr von den geschichtlichen Liedern aus dem Mittelalter, etwa von den Liedern der Landsknechte. Die Begebenheit wird meist nur kurz und knapp angedeutet und als bekannt vorausgesetzt. Wir finden keine Beschreibung der Schlacht; der Volkssänger schaut die Schlacht nicht wie der General, der sie lenkt; er sieht das Ereignis nicht mit den Augen eines — und sei es noch so naiven — Geschichtsschreibers: er erfaßt nur den Sinn des Geschehens, die Meinung der Mithandelnden. Die genaue Schilderung des einzelnen haben längst die Zeitungen übernommen.

1813 wird die Beschreibung schon seltener, bis sie 1870 dann ganz verschwindet. In den Schlachtenlärm klingen die Glocken des Heimatdörfleins, da schimmert das Vaterhaus im Abendfrieden, da denkt man am Abende des Abschieds von Vater, Mutter, Schwester und Bruder und malt ihn sich noch einmal aus. So schaut aus so vielen Liedern schon 1813 ein weicher, wehmütiger Zug heraus, der recht verstanden sein will; wir müssen es uns oft überlegen, daß es jene Helden sind, die mit soviel Ingrimm und solchem Todesmut in allen Schlachten fochten und mit den Kolben dreinschlugen. Dieses Weiche und Wehmütige ist etwa keine Entartung, sondern nichts anderes als ein natürlicher Zug des tiefen, deutschen Gemüts; die Lieder haben den Kleinkram der Erzählung abgeworfen, das Gemüt waltet frei. So entstehen neue Blüten der Volkspoesie. Daneben weht natürlich auch manch frischer Zug durch die Lieder.

In solchen Tagen, wie vor 100 Jahren, steht nicht allein die Gegenwart lebendig vor dem einzelnen Manne im Volke, sondern mit der Gegenwart Hand in Hand stellen sich Vergangenheit und Zukunft vor das Auge. Das Volk erinnerte sich damals einer edlen Königin, die den Befreiungskampf leider nicht mehr erleben sollte. Wir werden uns nicht wundern, daß 1813 soviel das Lied von der Königin Luise, das ja noch heute weit bekannt ist, gesungen wurde.

Wilhelm, komm an meine Seite,
Nimm von mir den Abschiedskuß!
Schlummernd hört' ich ein Geläute,
Nach dem ich nun zu Grabe muß.

Wilhelm, drücke, ach, so drücke
Dich an meine bange Brust!
Nimm von meinen kalten Lippen
Nun den letzten Abschiedskuß!

Nun, mein Wilhelm, ich muß scheiden,
Meine letzte Stunde schlägt.
Ich entgeh' nun allen Leiden,
Die man hier als Mensch erträgt.

Nein, ach nein, es ist nicht möglich,
Ich nur soll dein Opfer sein,
Denn mein Geist ist bei dir täglich,
Bester König, nur allein.

In Charlottenburg bereite,
Bester Wilhelm, mir mein Grab,
An des stillen Schlosses Seite,
Wo die Vermählung einst gefeiert ward.

Auf der schönen, grünen Wiese
Stelle mir ein Denkmal hin,
Setze drauf: Hier schläft Luise,
Preußens sel'ge Königin[1]).

Wie ein Bann lag es 1812 auf dem preußischen Volke, als sich die Große Armee durch Preußens Provinzen wälzte und die französischen Soldaten dem Bauern und dem Bürger das letzte Gut raubten. Wer wagte da noch zu hoffen? Verzweifelnd ertrug man allen Spott und Hohn. Gegen diesen Napoleon zu kämpfen, war doch vergeblich. Als aber die Nachricht von der großen Niederlage, von der Flucht Napoleons kam, da löste sich der Bann:

Ist denn das schon wirklich wahr,
Was man hat vernommen,
Daß so eine große Schar
Ist nach Rußland kommen?

Mit Kanonen, Spieß und Schwert
Sind zum Krieg versehen,
Viel zu Fuß und viel zu Pferd,
Die nach Rußland gehen.

Kaiser, der Napoleon,
Ist nach Rußland kommen,
Hat sogleich die schöne Stadt
Moskau eingenommen.

Napoleon zum Volke sprach:
„Hier gibt's keine Gaben,
Petersburg, die Residenz,
Müssen wir noch haben.

Da gibt's Brot und Fleisch genug
Und ein frohes Leben,
Und ein Glas Champagnerwein,
Bier und Schnaps daneben!"

[1]) Nach der Fassung, wie ich sie im Eulengebirge aufgezeichnet habe; siehe vollständig: Schremmer, „Volkslieder aus dem Eulengebirge", Nr. 3.

Als wir dachten, wir sind da,
Haben sie uns gefangen,
Die Kosaken mit ihrem Spieß
Und ihren langen Stangen.

Kommt 'n französischer Offizier:
„Alles ist verloren!"
Unsre schönen jungen Leut'
Sind im Schnee erfroren.

Der Kosak und der Landwehrmann
Stehn schon auf der Schanze;
Spielt nur auf, ihr Kanonier',
Uns zu diesem Tanze.

Hochmut wird von Gott gestraft,
Wie es steht geschrieben:
Kaiser, der Napoleon,
Mußte unterliegen.

Ein zweites Lied um diese Zeit ist freilich schon viel kecker. Es wird bereits gegen Napoleon gerüstet. Dieses schlesische Lied hat für Napoleon und sein Heer nichts als Spott und Hohn übrig. Wenn je derber Humor das Recht hat, sich auszuleben, so ist es im Kriege. Und zu allen Zeiten, von Homer herauf, haben denn auch die Kämpfer davon ausgiebig Gebrauch gemacht.

Wie kommst du, großer Kaiser,
Von Rußland nach Paris?
Du bist gewaltig heiser,
Dich frieret an die Füß'.

Du fährst auf einem Schlitten
Auf Sand und ohne Schnee
Und holst wohl Butterschnitten
Für deine groß' Armee?

Ihr Herren, bei Schweinebraten,
Bei Branntwein und Liqueur,
Da seid ihr brave Soldaten,
Wenn ihr kommt ins Quartier.

Für eure zarten Leiber
Paßt gar nicht Rußlands Schnee,
Ihr liebt die deutschen Weiber
Bei einem Krug Kaffee.

Es kamen die Franzosen
Zu uns nach der Schlesing,
Hier kauften sie sich Hosen,
Dann ging's nach Moskau hin.

Hier wollten sie regieren,
Da fiel ein großer Schnee:
„Ach", schrien sie, „wir erfrieren,
Uns juckt die große Zeh!"

Für euch, ihr Herren Franzosen
Ist gut ein Federbett;
Beim Frost ein warmer Ofen,
Ein Mädchen jung und nett.

Bei freiem Wind und Regen,
Da machet euch nicht auf,
Sonst rosten eure Degen
Und euer Flintenlauf.

O großer Bonaparte,
O hättest du's bedacht,
Und dir in einem Sacke
Warm Wetter mitgebracht!

Da wären nicht erfroren
So viele tausend Mann,
Und hätten ihre Ohren
Und auch die Nasen dran.

Der große Alexander,
Der nimmt sich eurer an,
Bringt euch in warme Länder
Zu Wein und gebratenem Hahn.

Welch frischer, heller Mut, als es dann endlich in den Kampf gegen Napoleon geht:

Wir Preußen ziehen in das Feld,
Hurra, hurra, hurra;
Fürs Vaterland und nicht fürs Geld,
Hurra, hurra, hurra!
Unser König ist ein braver Held,
Er zieht mit seinem Heer ins Feld,
Und er soll leben mit Hurra, Hurra. . .

Bei Leipzig war die große Schlacht,
Die haben die Preußen mitgemacht;
Da standen hunderttausend Mann,
Die fingen auf einmal zu feuern an
Auf die Franzosen . . .

Und als Napoleon das vernahm,
Da sprach er gleich: „Ich armer Mann!
Meine Generale sind all' verlor'n,
Und meinen Soldaten ist bange word'n
Vor so viel Leuten!"

Und als der helle Tag anbrach
Und man über das blutige Schlachtfeld sah,
So waren alle Felder rot
Vor lauter, lauter Franzosenblut;
Sie mußten sterben . . .

Mit dem König von Preußen hat's keine Not,
Der König von Preußen hat Geld und Brot.
Napoleon, hätt'st du mit uns Friede gemacht
Und hätt'st nicht mehr an Rußland gedacht,
Wärst Kaiser geblieben.

Wer hat dies neue Lied erdacht?
Das haben wir Herrn Soldaten gemacht;
Wir haben's gesungen, wir haben's erdacht,
Wir haben's dem König zu Ehren gemacht,
Und er soll leben mit Hurra! . . .

Dieses Lied wurde später auf die Schlacht von Sedan bezogen (S. „Volkslieder aus dem Eulengebirge" Nr. 12). Hoffmann von Fallersleben fügt ihm in seiner Sammlung schlesischen Volkslieder die Worte bei, daß es gewiß im schlesischen Heere unter Blücher entstanden ist.

Wie gemütvoll der Kampf mit Napoleon hier erfaßt wird, zeigt das Ende von Strophe 5; nichts von dem niedrigen, gemeinen Haß oder der häßlichen Verleumdung, wie wir sie 1870 bei französischen Liedern wahrnehmen können. Man lese nur solche Verse aus dem Freiheitskriege, wie sie heute noch immer von älteren Leuten gesungen werden:

Napoleon, du Schustergeselle,
Warum sitzt du nicht fest auf deinem Thron?
In Deutschland warest du so schnelle,
Und in Rußland bekamst du deinen Lohn!

Ach, hättest du nicht an Rußland gedacht
Und hättest mit Deutschland den Frieden gemacht,
Du wärest ja Kaiser geblieben
Und hättest den allerschönsten Thron.

Freilich in einem anderen schlesischen Kriegsliede aus jener Zeit klingt es schon etwas schärfer:

Napoleon, du Schustersohn,
Wirst abgesetzt von deinem Thron,
Du Lumpenkaiser!
Hätt'st du mit den Preußen Friede gemacht
Und hättest nicht an Rußland gedacht,
So wärest du noch Kaiser!

Napoleon, du Teufelskind,
Der du alle jungen Burschen nimmst,
Du Lumpenkaiser!
Mit dem König von Preußen hat's keine Not,
Der König von Preußen hat Geld und Brot
Für seine Leute.

In frischem Tone ist ein Lied gehalten, das den Abschied vom Liebchen besingt:

Ade, mein Liebchen! ich muß fort,
Ich muß nach einem andern Ort,
Marschieren in das weite Feld,
Es fehlt mir nur an Geld.

Leb' wohl, mein Kind! Es muß gescheh'n!
Wir müssen jetzt zum Kampfe gehn
Nach Luxemburg am deutschen Rhein,
Dabei muß ich auch sein.

Mein Liebchen, weinen mußt du nicht!
Mich rufet ja die heil'ge Pflicht;
Zu kämpfen für das Vaterland
Hat der Soldatenstand.

Und kehre ich dann einst zurück,
Mein Liebchen, welch ein großes Glück!
Dann kannst du sagen, stolz und laut:
Bin eines Helden Braut.

Nimmt eine Kugel mir das Bein
Dort an dem schönen, deutschen Rhein,
Komm' ich zurück ins Vaterland,
So wird mein Mut bekannt.

Nun lebe wohl und weine nicht!
Dein denk' ich, bis das Auge bricht,
Bleib du mir künftig nur getreu!
Für diesmal ist's vorbei.

Wehmütig stimmt ein anderes Abschiedslied, das 1813 viel gesungen wurde und 1870 ebenfalls wieder auftauchte. Da liegt der zu Tode ermattete Krieger vielleicht auf hartem Felde. In jenem Augenblicke übermannt den Wackern, der eben in der Schlacht bitter dreinschlug, eine weiche Empfindung. Sie steigt aus dem Grunde der Seele langsam herauf; er kann und will ihrer auch gar nicht Herr werden. So träumt er hinüber in die ferne Heimat. Alle Gedanken werden wieder wach, die ihn beim Scheiden von ihnen beseelten:

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so lebe wohl!
Willst du mich noch einmal sehen,
Steig hinauf auf jene Höhen,
Schau hinab ins tiefe Tal,
Siehst du mich zum letzten Mal.

Die Trompeten hört man blasen
Draußen auf der grünen Heid';
Ach, wie bange tun sie blasen,
Vater, Mutter zu verlassen,
O, du großes Herzeleid,
O, du große Traurigkeit.[1])

Das weiche Gemütsleben des Deutschen verrät ein weiteres schlesisches Lied jener Zeit. Kein trotziger Männerkampf, kein Schwertklirren im Liede: ein leises Schwingen des Herzens. Wer kennt das deutsche Gemüt aus? Alle die Männer, die vielleicht beim Abendgrauen diese Lieder vor sich hinsummen, haben am Tage gekämpft wie Helden. Trotzdem singen sie Lieder, in denen die Wehmut steckt. Das mag ebenso wunderlich erscheinen wie jene Deutschen, die oft in der fröhlichsten Stunde plötzlich das Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ anstimmen. Als zu wehmütig war das folgende Lied im Heere Blüchers verboten.

Holde Nacht im dunklen Schleier
Sieht mein Aug vielleicht zum letztenmal,
Morgen lieg' ich schon vielleicht gestrecket,
Ausgelöscht von der Lebend'gen Zahl.

Morgen ziehen wir für unsere Brüder
Und fürs Vaterland zum Streit;
Aber ach, so mancher kehrt nicht wieder,
Der sich als Freund an Freundes Busen freut.

Streckt mich gleich des Feindes Kugel nieder,
Schwebt mein Geist doch freudig hoch empor,
Ja, vielleicht seh'n wir uns jenseits wieder;
Darum Freunde, lebet alle wohl![2])

Doch das Kampflied der schlesischen Landwehrmänner, die den französischen Marschall St. Cyr in Dresden belagern helfen, schreitet wuchtig daher. Da sehen wir die Männer im Pulverdampf, da hören wir in Wort und Weise den Schritt der Bataillone, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, den Donner der Geschütze. Kaiser Napoleon steckt natürlich nach dem Volkssänger in Dresden, und Blücher schickt einen Trompeter hinein. Das Lied lehnt sich an alte Formen an. Es ist merkwürdigerweise aus ganz Deutschland nicht überliefert, wird aber in Kaschbach im Eulengebirge noch heute viel gesungen. Ich fand es in dieser Gegend auch im Liederhefte eines Freiheitskämpfers.

---

[1]) Vollständige Fassung in den „Volksliedern aus dem Eulengebirge“, Nr. 10.

[2]) Vollständig in den „Volksliedern aus dem Eulengebirge“, Nr. 49.

Marschieren wir über das Sachsenland,
Stadt Dresden ist uns wohl bekannt,
Marschieren wir über die Schanzen,
Frisch auf, ihr Brüder, ins weite Feld,
Zum Trutze der stolzen Franzen.

Fürst Blücher schickt einen Trompeter hinein,
Was Kaiser Napoleon dazu mein',
Ob er die Stadt Dresden wolle geben fein,
Er solle sich resolvieren,
Die Preußen, die stehen so feste davor,
Als wollen sie bombardieren.

Und kein Sükkorsch kam nicht daher,
Und keine Besatzung war auch nicht mehr,
Da steckte Napol'jon heraus seine Fahn',
Als wollt' er akkordieren,
Und als Graf Schwarzenberg das vernahm,
Ließ er frisch aufmarschieren.

Er gab den Befehl gleich allzumal:
„Es rücken die Geschütze bis an den Wall.
Schlaget an! Gebt Feuer, daß es donnert und kracht,
Schießt Mauern und Schanzen danieder,
Es gibt ja manche weit schönere Stadt,
Frisch auf, ihr deutschen Brüder!"

Wir treffen in allen den Liedern so oft auf das Wort „deutsch". Das Hoffen aller derer, die da im Felde standen und sangen, ging hinüber zum großen, erträumten, deutschen Vaterlande. Das Nationalbewußtsein flammte an allen Orten auf.

Doch erst 50 Jahre später sollte aus dem Boden von 1813 das große deutsche Reich wachsen. Da erleben viele der Lieder eine Art Auferstehung, sogar das Reim-Wort von 1813 „mit der Picke ei's Genicke," das noch heute im Volke gäng und gäbe ist.

Wie in dem Kampfe gegen Napoleon damals niemand zurückbleiben will, mögen im Anschluß an die schlesischen Volkslieder Zeilen aus Liedern anderer Landschaften zeigen.

Die Hessen rufen einander zu:

„Auf, auf, brave Hessen, zum Freiheitskampf!"

Die Bayern, schon lange dem erzwungenen Bunde mit Napoleon abhold, treten mit dringender Mahnung an ihren König Max heran:

Guter Max, du gehst so stille
Durch die Kriegeswolken hin;
Ist es denn noch nicht dein Wille,
Zu den Alliierten zu ziehn?
Sieh' die Russen und die Preußen,
Der Oesterreicher großes Heer
Und dazu auch alle Deutschen
Rucken auf Napoleon her.

Uebel warest du gebunden
Leider an sein Regiment;
Deine süßen Freiheitsstunden
Legtest du in seine Händ'!
Ach, es wäre große Sünde
Vor ganz Deutschland, vor der Welt,
Wenn du jetzo nicht geschwinde
Den Befreiern beigesellt!

Wenn wir 1813 immer noch so viel Zaudern sehen, so lag das wahrlich nicht an den Völkern, deren Stimmung ihre Lieder widerspiegeln.

Der Obstbau im Landkreise Ratibor

Von J. Breitkopf in Slawikau

Unser schönes Schlesien und besonders Oberschlesien war von jeher durch die Pracht der Gärten, die kunstsinnige Fürsten in der Nähe ihrer Schlösser oft mit ungeheurem Aufwande angelegt hatten, berühmt. Die Gärtner, denen ihre Pflege oblag, waren größtenteils Schweizer, Franzosen, Holländer oder Oesterreicher. Nach und nach bildeten sie auch Schlesier zu Gärtnern aus, die über die Grenzen der Provinz hinaus geschätzt und gesucht waren. Daß diese auch dem Obstbau ihre Aufmerksamkeit schenkten, beweisen noch heute die in den Herrschaftsgärten vereinzelt anzutreffenden Bauminvaliden. Allmählich aber schwand das Interesse für Park und Garten, und mit der Vernachlässigung der herrschaftlichen Gärten ging auch die Anregung zum Obstbau auf die kleinen Besitzer verloren. So ist es zu erklären, daß es noch vor einem Menschenalter um den heimatlichen Obstbau schlechter bestellt war als vorher.

Die Förderung des Obstbaues setzte in Schlesien neu ein mit der Gründung des Pomologischen Instituts in Proskau im Jahre 1868. Bald wurden von einzelnen Großgrundbesitzern im Kreise Ratibor neue Obstgärten angelegt oder alte Gärten neu bepflanzt. Rühmend hervorzuheben ist aus jener Zeit der Garten des Rittergutsbesitzers von Wrochem auf Czerwentzütz, der unter der persönlichen Leitung des Direktors des neu gegründeten Instituts Proskau angelegt wurde. Direktor Gustav Stoll in Proskau übte auch lange Zeit die Aufsicht über die Pflege des Gartens aus und war viele Jahre ein willkommener Gast im Schlosse Czerwentzütz. Durch die Neupflanzungen kamen bessere und ertragreichere Sorten in den Kreis, die bald in den umliegenden Ortschaften Lubowitz, Bresnitz, Herzoglich Ellguth u. a. Verbreitung fanden. Besonders schnellen Eingang in die Gärten der kleinen



phot. A. Jüttner in Ratibor

Hanslik'scher Obstgarten in Ostrog

Besitzer fand die Bühler Frühzwetsche, deren Früchte ihrer Frühreife wegen auf dem Ratiborer Markte stets gut bezahlt wurden.

Nicht ohne Einfluß auf den heimatlichen Obstbau war der Krieg in den Jahren 1870/71. Die deutschen Soldaten hatten im Feindeslande die herrlichsten Obstanlagen gefunden. Dadurch waren sie zu ähnlichen Pflanzungen in ihrer Heimat angeregt worden. Leider konnte dieses Interesse am Obstbau die erhofften Erfolge nicht zeitigen. Es fehlte an Pflanzenmaterial und an erfahrenen Obstzüchtern. Baumschulen waren damals in Oberschlesien nicht vorhanden. Die ersten Anfänge einer Baumschule finden wir in Breslau um das Jahr 1860. Ihre Inhaber waren Eduard Breiter und Julius Monhaupt.

Inzwischen hatten auch die Behörden sich des Obstbaues angenommen. Wiederholt wurden die Volksschullehrer von der Königlichen Regierung in Oppeln aufgefordert, der Förderung und Pflege der Obstbaumzucht ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Zur Anlage von Schulobstgärten wurden veredelte Obstbäume aus der Landesbaumschule zu Sanssouci, später auch aus anderen Anstalten unentgeltlich abgegeben. Ein Erlaß des Ministers bestimmte, daß alljährlich eine bestimmte Zahl von Volksschullehrern aus dem Regierungsbezirke Oppeln (zuletzt 14) zu den Ausbildungskursen am Königlichen Pomologischen Institut in Proskau einberufen werden sollen. Diese Kurse finden noch alljährlich statt. Ihren Zweck gibt der Jahresbericht der Königlichen Lehranstalt für Obst und Gartenbau in Proskau für das Jahr 1910 wie folgt an: „Durch diese Kurse soll den Lehrern eine Summe von Anschauungen geboten werden, die sie mit Vorteil in ihrem Unterrichte verwerten können, die sie aber auch in den Stand setzt, ihren Schulgarten, bezw. ihre Schulbaumschule, rationeller zu bewirtschaften. Schließlich sollen sie durch den Besuch veranlaßt und befähigt werden, für die Hebung des Obstbaues in ihren heimischen Gemeinden vorbildlich zu wirken.“ Die Wirkungen dieser Kurse machten sich auch im Kreise Ratibor auf dem Gebiete des Obstbaues geltend. Mustergärten wurden angelegt, die noch heute vorbildlich sind und vielfach anregend wirken. Sie überzeugen den Besucher, wie einträglich der Obstbau auch im Landkreise Ratibor sich gestalten kann.

In ein neues Stadium trat vor einigen Jahren der Obstbau im Ratiborer Kreise durch die rastlose Tätigkeit des Königlichen Landrats Wellenkamp. Er hatte den Stand des Obstbaues in dem von ihm verwalteten Kreise richtig erkannt und eingeschätzt, wenn er sagte: „Ich erfülle eine volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe,



phot. A. Jüttner in Ratibor

Breitkopf'scher Obstgarten in Slawikau



phot. A. Jüttner in Ratibor

Schulgarten in Slawikau

wenn ich für die Verbesserung des Obstbaues im Kreise eintrete, der an sich gar nicht so unbedeutend ist, der aber in der Baumpflege, der gleichmäßigen Sortenwahl, in der einheitlichen Sortierung u. a. noch viel zu wünschen übrig läßt. Die Arbeit darf sich nicht nur auf Vereinheitlichung und Verbesserung des Anbaues erstrecken, sondern sie muß auch wesentlich auf eine Förderung des Verständnisses der nutzbringenden Verwertung der Ernten bedacht sein." Mit unermüdlicher Ausdauer suchte er deshalb in der Landbevölkerung das Interesse für den Obstbau zu beleben und in neue Bahnen zu lenken. Und der Erfolg? In kurzer Zeit wurden im Kreise sechzehn Obst- und Gartenbauvereine ins Leben gerufen. Die Vereine gliederten sich den Pflegschaften an, die wieder in einem Kreiswohlfahrtsvereine, dessen Vorsitzender der Landrat ist, ihren Mittelpunkt haben.

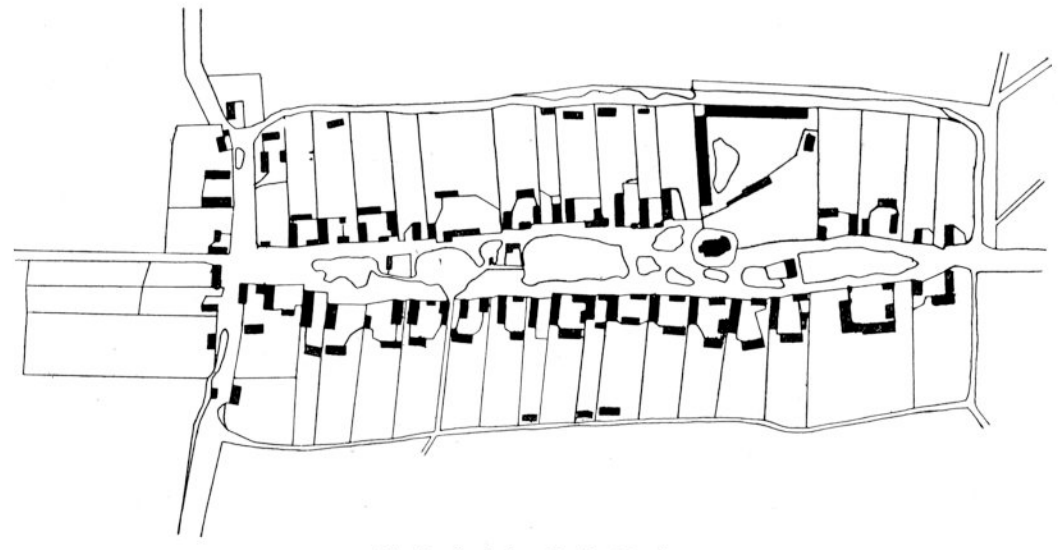
Für die Gründung kleiner Vereine waren folgende Gründe maßgebend: 1. Jedem Besitzer im Kreise soll dadurch Gelegenheit geboten werden, nicht nur einem Vereine anzugehören, sondern auch an dessen Verhandlungen teilzunehmen und sich als mitwirkendes Mitglied zu fühlen. 2. Erfolgreich kann nur derjenige den Obstbau fördern, der in einem begrenzten Raume selbst Obstbaumzucht mit Verstand und Beobachtung betrieben und reiche Erfahrungen gesammelt hat. 3. Eine Besserung der Verhältnisse im Obstbau ist bei uns nicht von der Großproduktion zu erwarten. Die ist in Amerika möglich, wo die landwirtschaftlichen Verhältnisse anders sind als bei uns. Bei uns herrscht in den Gebieten, die am besten für den Obstbau geeignet sind, der Kleinbetrieb vor, und gerade der Kleinbetrieb bildet die beste Möglichkeit einer gewissenhaften und rentablen Handhabung der Obstprodukte, allerdings erst, wenn dazu die richtige Verkaufsorganisation tritt. Diese können sich die Produzenten jedes Dorfes schaffen, wenn sie sich unter Leitung einer geeigneten Persönlichkeit zusammenschließen. Da aber nicht jedes Dorf einen solchen Führer aufzuweisen hat, war der Zusammenschluß mehrerer Gemeinden zu einem Vereine Notwendigkeit. So arbeiten sämtliche Verbände gemeinschaftlich dahin, unserem heimatlichen Obstbau auch eine kommerzielle Bedeutung zu verschaffen.

Eine besonders wichtige Aufgabe fällt den Zweigvereinen dadurch zu, daß sie aus der erst grob gesichteten Sortenzahl für ihr beschränktes Gebiet eine ihren besonderen Anbau- und Absatzverhältnissen angepaßte engere Auswahl treffen. Darum finden, dank der finanziellen Unterstützung durch den Landrat, in den einzelnen Vereinen innerhalb ihres Gebietes Obstausstellungen auf dem Lande statt. Erwähnt seien nur die Ausstellungen in Lubowitz, Ratiborhammer und Rogau, die im Herbste 1912 stattfanden. Dem Ausstellungsprogramm wurden die örtlichen Obstbauziele zu grunde gelegt. Mit den Ausstellungen werden in der Regel auch Obstmärkte, sowie Vorträge und Demonstrationen über das Sortieren und Verpacken des Obstes verbunden. Auch mit der Abhaltung von Obstverwertungskursen sind erfreuliche Versuche gemacht worden. Die große Zahl der Aussteller einerseits, sowie der überaus rege Besuch der Ausstellungen andrerseits sind der beste Beweis dafür, daß in der Landbevölkerung des Ratiborer Kreises Lust und Liebe zum Obstbau geweckt worden sind.

Trost

Zum alten Pater Abraham
Ein zittrig-weißes Weiblein kam.
Das fragt mit leisem Bangen,
Ob sie denn würd' erlangen
Im Himmel einst die Seligkeit.
Der gute Pater dachte nach,
Dann also er mit Lächeln sprach:
„Gleich! Tut, liebe Fraue, auf den Mund!"
In dem kein Zahn mehr drinnen stund —
Da nickte er und sprach noch auf der Stelle:
„Geht nur nach Haus! Ihr kommt nicht in die Hölle!
Denn wie die Bibel spricht, wird in der Hölle drein
Heulen und Zähneklappern sein!"

Ferdinand Gruner



Straßendorf im Kreise Breslau

Gemarkung, Dorf und Haus in Schlesien

Von Ober-Landmesser M. Hellmich in Breslau

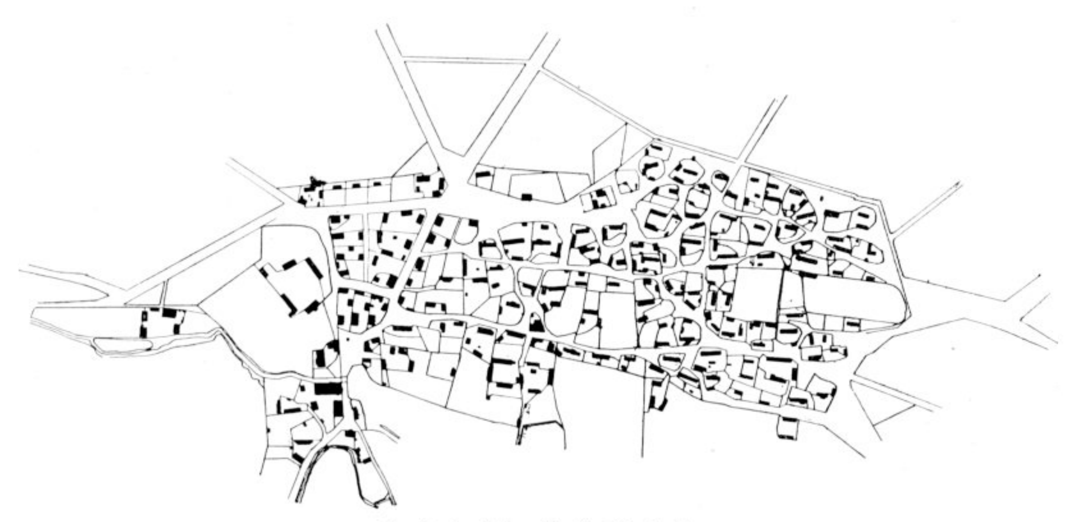
(Schluß)

Neben der Aufteilung der Gemarkungen bieten die Anlagen der Dörfer selbst reichen Stoff für die Siedelungsgeschichte.

Um die völkische Zugehörigkeit einzelner Dorfformen ist in neuester Zeit wieder unter den Fachleuten ein heftiger Streit entbrannt. So hat z. B. lange Zeit der Rundling als unzweifelhaft slawisch gegolten. Ein Dorfforscher hat aber in neuester Zeit sich dafür eingesetzt, daß er eine deutsche Siedelungsform sei. Für Schlesien scheint mir diese Ansicht nicht zutreffend. Abgesehen davon, daß man in rein deutschen Siedelungsgebieten Rundlinge nicht antrifft, und daß ferner alle schlesischen Rundlinge Namen polnischer Abstammung tragen, scheint mir eine tiefer liegende Eigenschaft von grundlegender Bedeutung für diese Rassenfrage zu sein.

Die Dorfanlagen nämlich scheiden sich in zwei Formen, von denen ich die eine als dem Durchgangsverkehr zugewendet, die andere als von ihm abgewendet bezeichnen möchte. Man wird sich vorstellen müssen, daß alle Siedelungen sich an vorhandene Wege angeschlossen haben. Dabei haben nun die ersteren sich dem Wege angeschlossen, ihn zwischen sich genommen, während die zuletzt erwähnten ihn nur auf einer möglichst geringen Strecke berühren. Diese sind die nach meiner Annahme slawischen Straßendörfer und Rundlinge, jene die deutschen Reihen- und Haufendörfer. Ich halte diese Scheidung und die danach vorgenommene Zuteilung zu den beiden in Frage kommenden Völkern darum für grundlegend und zutreffend, weil diese Formen nicht sowohl Folgen äußerer Umstände, sondern in der Anschauungsweise ihrer Schöpfer begründet sind. Auf der einen Seite, bei den Slawen, zwang die völkische Gewohnheit der Sippengemeinschaft und das Eindringen in ein von einem fremden Stamme besetztes Land zum Zusammenschluß, zur Vorsicht und zum Mißtrauen gegen jeden fremden Ankömmling, auf der anderen, bei den Deutschen, erlaubte die Selbständigkeit jedes Wirtes auf seiner Scholle und die Sicherheit, die die Landesfürsten den herbeigerufenen Ansiedlern gewährleisteten, sowie die Erkenntnis der Vorteile eines ungehinderten Verkehrs die weiträumige, behäbige Anlage.

Vergleicht man weiter die beiden Abbildungen eines Straßendorfes aus dem Landkreise Breslau (Bild oben) und eines Rundlings aus dem Kreise Leobschütz (Bild S. 671), so fällt bei beiden der enge Zusammenschluß der Gehöfte zu einem fast städtisch anmutenden Straßenbilde auf. Die Giebel der den Hof an den Längsseiten einschließenden Gebäude der Straße zugekehrt, mit dem den Einblick verhindernden Hoftor zwischen sich, schließen sich die Gebäude an den Grenzen, die Traufen sich fast berührend, an einander. In beiden



Haufendorf im Kreise Trebnitz

Fällen ist, wenigstens, wo die alte Einteilung noch besteht, die Scheune an den das Dorf außen umschließenden Weg „hinterm Zaune" hinausgerückt. Die Grundrisse des Gehöftes füllen, eines dicht am andern, den Ortsbering restlos aus, beim Straßendorfe als Rechtecke, beim Rundling als Kreisringausschnitte. Die Dorfstraße berührt in jedem Falle nur mit ihrem Ende den die Feldmark durchschneidenden Verkehrsweg. Alle diese Kennzeichen, gleich für beide Formen sprechen auch für die Zugehörigkeit ihrer Gründer zum gleichen Volke, von dem wir beim Straßendorfe zweifellos wissen, daß es das slawische war.

Dieser Schluß wird zur Gewißheit, wenn wir damit die Anlage deutscher Dörfer vergleichen. Die Abbildungen geben ein Haufendorf aus dem Kreise Trebnitz, (Bild oben) das sein Name ausdrücklich als deutsch bezeichnet, ein Reihendorf aus dem Kreise Neurode, von dem ein Teil der Gemarkung in Heft 22, S. 613 abgebildet war, und schließlich einen kleinen Teil eines Dorfes mit zerstreuten Hofstellen aus dem Kreise Hirschberg (Bild S. 671). Das Haufendorf sitzt im Kreuzungspunkt zahlreicher Verkehrswege nach anderen Dörfern, wie eine Spinne im Netz; zutreffender muß man es wohl als Ausgangspunkt dieser Wege bezeichnen. Die einzelnen Hofstellen stehen frei für sich. Weit entfernt davon, am Nachbar eine Anlehnung zu suchen, legen sie vielmehr am liebsten ein Gäßchen oder weite Gartenflächen zwischen sich. Hier in der Ebene zwar nicht so eng umbaut, wie weiter oben in den Bergen, sieht man aber doch an ihnen Neigung, die Gebäude mehr zusammenzuschließen. Die Dorfstraße ist aufgelöst in ein Netz von Gassen und Gäßchen, die es jedem einzelnen ermöglichen, mit möglichst geringem Zeit- und Kräfteverlust sich dem Durchgangsverkehr anzuschließen. Noch besser ist dies in dem Reihendorfe gelungen; da läuft der Verkehr an jedermanns Hause vorbei, nicht so nahe, daß er stören könnte, aber doch mit ein paar Schritten zu erreichen. Hier herrscht der Rahmenhof; gezwungen durch den langen, rauhen Winter, umbaut man den Hofraum von allen Seiten mit Gebäuden, um sich vor den Winterstürmen, den Schneeverwehungen und vor Kälteverlust möglichst zu schützen. An Ausfüllung des Dorfberings durch die Gehöfte ist überhaupt nicht gedacht; den Nachbar hält man sich durch die das Gehöft umgebenden Garten- und Wiesenflächen möglichst weit, auf Hufenbreite, vom Halse. Wie kraftvoll spricht sich hierin die Ueberzeugung jedes einzelnen von seiner Macht und sein Selbstvertrauen aus! Der Plan der zerstreuten Siedelung findet die Erklärung seiner besonderen Art in dem Umstande, daß es sich hier um Niederlassung in sehr bergiger Umgebung handelt und um Ansiedler, die Ackerbau nur in geringem Umfange und nebenher betreiben, während sie ihre Hauptbeschäftigung als Waldarbeiter finden. Daher auch der geringe Umfang der einzelnen Wohnstellen, die meistens alle zum Wirtschaftsbetrieb erforderlichen Räume unter einem Dache bergen.

Während die Feldmark und die Dorflage, vorausgesetzt, daß sie noch in ursprünglicher Anlage auf unsere Zeit gekommen sind, die völkische Sonderart noch scharf ausgeprägt erkennen lassen, sind die Unterschiede bei der Form der Gehöfte, d. h. in der Besetzung mit Gebäuden, schon viel mehr verwischt. Das ist ganz natürlich; denn ein Gehöft wird leichter zerstört, z. B. durch Brand oder Krieg, als ein Dorf oder gar die Einteilung der Feldmark.



Rundling im Kreise Leobschütz

Dorf mit zerstreuten Hofstellen im Kreise Hirschberg



Hofanlage in einem deutschen Reihendorfe

Die Verbreitung von Mustern alter Anlagen zieht sich daher immer mehr auf den Mittelpunkt ihres ehemaligen Gebietes zusammen, während die Grenzstreifen, in denen die Uebergangs- und Mischformen vorherrschen, sich nach allen Seiten immer mehr ausbreiten.

So darf es auch nicht wundernehmen, wenn beim Hausbau die gegenseitige Angleichung noch viel weiter vorgeschritten ist. Um das gleich vorweg zu nehmen, so ist der Hausgrundriß, gewissermaßen die Seele des Hauses, heute durch ganz Schlesien einheitlich und, wie es wohl natürlich ist, deutsch, da ja das Haus der deutschen Ansiedler ein entschiedener Fortschritt gegenüber der slawischen Hütte war.

Durch die Haustür an der Langseite des Hauses betritt man den Flur, kurzweg „Haus" genannt, in dem sich die „schwarze" oder „Sommerküche" befindet. In dem nach der Straße zu liegenden Teile des Hauses liegt mit zwei Fenstern nach der Hof- und einem oder zweien nach der Giebelseite die große Stube und dahinter meist noch eine Kammer. Manchmal finden wir die schwarze Küche sogar aus dem Hause heraus in einen besonderen Raum neben der Kammer verlegt. Auf der anderen Seite des Hauses führen Türen in die Ställe für das Nutzvieh und in ein Gewölbe für die Milchwirtschaft. Im Hause führt eine Treppe nach dem Oberstock, in dem sich Schlafräume für Kinder oder Gesinde befinden, und der im übrigen mit den anderen darüber gelagerten Räumlichkeiten als Vorratsraum und Schüttboden dient.

Der ursprünglichste und früher allein in Mauerwerk gebaute Teil des Hauses ist der große Backofen mit Rauchfang und hoher Esse. Der Backofen ist von der schwarzen Küche aus zu bedienen und ragt in die große Stube zwischen den Türen nach dem Hause und nach der Kammer weit hinein. An ihn angelehnt erhebt sich der Ofen, der im Winter als Koch- und Heizofen zugleich dient. Da der Klotz des Backofens nicht bis zur Decke reicht, so bleibt dort oben ein niedriger Raum, die „Hölle", der wärmste Ort in der Stube, der gewöhnlich dem Altenteiler vorbehalten ist. Zwischen Tür und Backofen fand sich früher eine Nische in der Wand, der „Leuchtkamin", in dem des Abends auf einem Steine oder einem eisernen Feuerbocke Kienspäne gebrannt wurden, bei deren Licht gröbere häusliche Arbeit verrichtet oder gesponnen wurde. Der der Hölle gegenüberliegende Winkel zwischen Giebel- und Traufwand heißt der Braut- oder Herrgottswinkel, weil er den Ehrenplatz an dem dort stehenden Tische darstellt, und weil in katholischen Familien dort ein Heiligenbild oder ein Weihwasserbecken angebracht wird. Ringsum laufende, einfache Holzbänke, vielfach auf nach innen vorspringendem Mauersockel, einige hölzerne Stühle, ein Geschirrschrank und der „Seeger", die große Schwarzwälder Uhr, vervollständigen die Ausstattung des Raumes.

So stellt sich mit geringen Abweichungen heut die innere Einrichtung schlesischer Bauernhäuser dar.

Etwas mannigfaltiger ist allerdings das Aeußere, das Gesicht des Hauses.

Hier haben sich nach Landschaften getrennte Sondergruppen herausgebildet, zunächst die Hauptabteilungen des Mittelgebirgshauses mit vorwiegend deutschen und das Tieflandshaus mit ebenso vorstechend slawischer Formengebung, das erstere ein luftiger, hochaufragender, mehrstöckiger Bau mit Ein- und Ausbauten und allen möglichen Zierformen an Fenstern, Türen, Dach und Wänden, letzteres ein langgestrecktes, ebenerdiges Haus mit langem, lastendem Dach, schlicht und einfach, mit nur ganz bescheidenem Ausputz, eintönig wie seine Umwelt.

Von den Tieflandshäusern hat das Giebelvorhallenhaus des brandenburgisch-posenschen Grenzgebietes sich einen Rest slawischer Besonderheit erhalten, der würdig wäre, neu belebt und weiter ausgebildet zu werden. Das ist die einspringende, oft noch von einer Holzsäule begrenzte Ecke am vorderen Giebel des Hauses. Sie allein ist übrig geblieben von der Vorhalle unter dem vorspringenden, säulengetragenen Dachgiebel, die den Vorplatz bildete zu dem einst hier belegenen Eingang des slawischen Hauses. Mit der Verlegung der Haustür nach der Mitte der vorderen Traufseite war ihre Bedeutung vergessen, und der Raum wurde durch Umhegung mit schützenden Wänden dem Hausinnern angegliedert und immer mehr verringert, sodaß es ein Wunder zu nennen ist, wenn man in der Gegend von Grünberg überhaupt noch Häuser mit solchen freien Vorplatzresten findet.

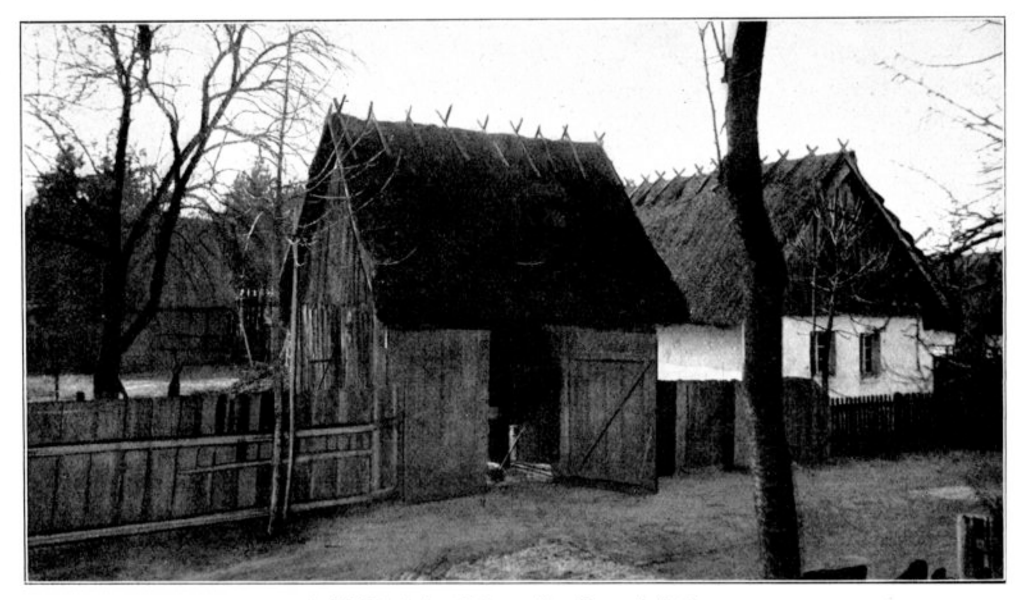


Niederschlesisches Tieflandshaus
(Schertendorf, Krs. Grünberg)

Sonst haben diese Häuser alles Uebrige gemein mit der nächsten Gruppe, dem Tieflandshause Niederschlesiens. Das ist ein langgestreckter Bau, der fast alle Wirtschaftsräume, bei nicht zu großem Besitze, unter einem Dache birgt, das, mit Schoben gedeckt, als besonderes Kennzeichen dieser Gruppe ganz einfache Dachreiter aus Knüppeln, auf seinen First aufgesetzt, trägt. Erbaut ist der Wohnteil meist als Lehmstakwand, die Ställe sind zwischen Fachwerk mit Bohlen ausgeklotzt oder ebenfalls mit Lehmstakwänden umgeben. Der Giebel ist meist mit senkrechten Brettern ohne Zierform verschlossen.

Einmal fand ich hier eine trotz der ebenso einfachen Bauart doch sehr reizvoll ausgebildete Toreinfahrt durch ein kleines Torhäuschen hindurch (Bild unten).

Das mittelschlesische Tieflandshaus ist infolge der hochentwickelten Kultur namentlich in der Nähe der hier ziemlich zahlreichen Städte nahezu verschwunden. Es trägt zum Unterschiede vom vorigen auf dem First keine Dachreiter, und statt der Verbretterung des Giebels findet man meist Lehmverstakung mit Ausnahme des obersten Dreiecks. Hier ist die Giebelwand offen und wird verdeckt durch ein aus Brettern zusammengeschlagenes Dreieck mit Rand- und Mittelleisten. Letztere ist über die Spitze hinaus verlängert und zierlich ausgeschnitten. Der Giebel wird gegen die



Hofeinfahrt in Schosnofke, Krs. Grünberg



Mittelschlesisches Tieflandshaus
(Jägerndorf, Krs. Brieg)

Hauswand abgesetzt durch ein Traufbrett, das die Fachwerkswand gegen Schlagregen schützt.

Zierformen finden sich an diesen Häusern garnicht, wenn anders man die eben erwähnten nicht als solche ansehen will. Höchstens könnte man den rundbogigen Türsturz des Wohnhauseinganges anführen, der durch Ausschneiden des Querriegels und der Eckstreben nach dem Halbkreise entsteht. Alle anderen Türöffnungen haben rechtwinklige Rahmen. Der Wohnraum wird hier wieder häufiger aus Bohlen im Blockverbande gebaut.

Die an Ecken überstehenden Köpfe der Balken werden vom Volke ebenfalls als Zierform empfunden. Das lehrte mich ein gemauertes Haus, dessen Verputz an den vorderen Ecken gequadert und, über Eck versetzt, in heller und dunkler Farbe bemalt war. Dieses farbige Muster ahmte die Verschränkung der Balkenköpfe unverkennbar nach.

Die eben beschriebenen Häuser leiten zum oberschlesischen Tieflandshause über. Hier ist Blockverband die Bauweise für Wohn- und Wirtschaftsgebäude, von denen die Ställe mit den Wohnräumen meist unter einem First liegen, während die Scheune, wie schon oben erwähnt, ziemlich weit abseits steht.

Der Giebel dieser Häuser ist meist verbrettert; doch liegen die Bretter hier gleichlaufend mit den Sparren und treffen in der Mitte des Giebeldreiecks schräg zusammen. Wo bei dem benachbarten mittelschlesischen Hause das oben als besonderes unterscheidendes Kennzeichen beschriebene Bretterdreieck die Giebelwand gegen die Spitze abschließt, wölbt sich hier ein halber Kegel vor, der mit Schindeln gedeckt und von einer gedrehten Puppe oder einem Kreuze gekrönt ist. Diese Verzierung putzt auch sonst einfache Gebäude ganz außerordentlich; namentlich bei Sonnenschein wirkt der Schlagschatten, der in Ellipsenform über die darunterliegende Giebelwand fortwandert, sehr malerisch. Das Traufbrett am unteren Rande des Giebeldreiecks vergrößert sich in Oberschlesien oft zu einem mit Schindeln gedeckten, durch schräge Stützen gegen die Wand abgesteiften Flugdache. Dieses geht dann an den Enden in zierlicher Rundung in die Traufränder der Dachflächen über und bildet mit ihnen einen rings um den ganzen Bau laufenden Schutz der Hauswände gegen Regen.

Im Gegensatz zum Tieflandshause ist, wie schon oben gesagt, an jedem der Mittelgebirgshäuser irgend eine Zierform oder ein Schmuck zu bemerken.

Da sind es zunächst bei dem Hause der Ober-Lausitz die korbbogenförmigen Kopfbänder zwischen den den Oberstock tragenden Fachwerksäulen, die frei vor der Wand des Erdgeschosses stehen. Diese Säulen selbst sind oft zierlich ausgeschnitten, und obgleich sonst das Haus mit seinen Bohlwerkswänden im Erdgeschoß mit dem Fachwerk darüber, einem einfachen Brettergiebel und Windlatten mit Giebelpfahl, durchaus schlicht und einfach sich darstellt, geben ihm doch die zweistöckige Anlage und die vor der Wand stehenden Holzsäulen mit der die Achsen des Gebäudes betonenden Bogenstellung durch die kräftige Schattenwirkung auf den Wänden einen einzigartigen Reiz, der



Glatzer Gebirgshaus
(Wölfelsdorf, Krs. Habelschwerdt)

diese Hausform dem Gedächtnisse dauernd einprägt. Wie das Oberlausitzer Haus mit dem oben geschilderten Tieflandshaus durch die gemeinsame Zierform wahrscheinlich slawischen Ursprunges verbunden ist, so steht es dem Mittelgebirgshause des Bober-, Katzbach- und Weistritz-Gebietes nahe durch die mehrstöckige Anlage und die Bauweise. Auch bei dieser neuen Gruppe herrscht der Bohlwerksbau im Erdgeschoß und das Fachwerk im Obergeschoß vor. Auch hier wird letzteres von einem vor die Flächen des ersteren gesetztes Rahmen- und Stützengerüst selbständig getragen. Der Giebel allerdings ist bis oben unter das Dach ausgestakt und mit Lehm verstrichen. Auch treten hier vor- und eingebaute Altanen, Bühnen genannt, hinzu, die zum Trocknen der Wäsche und von Kräutern, zum Abstellen kleinerer Geräte und zur Erleichterung beim Aufgeben von Heu und Futtervorräten auf den Hausboden dienen. Oft sind sie auch teilweise als Taubensöller eingerichtet. Neben diesen Altanen findet sich auch die mit einem kleinen Giebel die Dachfläche durchbrechende Frankspitze, die entweder in der Hausfläche liegt oder vor diese vortritt und dann von Stützsäulen getragen wird. Im letzteren Falle entsteht ein geschützter Vorplatz vor dem Hauseingange, über dem dieser Ausbau immer liegt. Bei Gasthäusern und Schmieden wird derselbe wohl auch so groß angelegt, daß er zur gedeckten Wagendurchfahrt wird.

Die Dachtraufen bei diesen Häusern werden bisweilen durch sogenannte Aufschieblinge, die auf das untere Ende der Dachsparren aufgesetzt werden, weit vor die Hauswand vorgeschoben, um den am Hause entlang führenden, gepflasterten Steg gegen Regen zu schützen.

Nimmt man noch hinzu, daß das zierlich in Andreaskreuzen und anderen Figuren verschränkte Rahmenwerk des Fachwerks schwarz, blau oder rotbraun gefärbt wird, während die Füllungsflächen sauber geweißt werden, so wird man begreifen, welchen freundlichen und auch den Schönheitssinn befriedigenden Eindruck solche Häuser machen. Dieses Aussehen ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen, stetigen Entwickelung und wirkt in seiner unbekümmerten Sorglosigkeit umso angenehmer, wenn man ihn mit so vielen neuzeitlichen Bauten vergleicht, die sich mit Erkern, gebrochenen Dächern, im Jugendstil oder mit „Bauerndekor" bemalten Fensterläden und allerwärts zusammengetragenen Kinkerlitzen um einen Heimatsstil quälen und mit ihrer durchsichtigen Absichtlichkeit nur umso abstoßender wirken.

Was wahre Heimatkunst im ländlichen Hausbau ist, das kann man noch am besten im Glatzer Lande sehen, an dem Glatzer Mittelgebirgshause.

Leider nicht mehr alles, aber zum Glück noch vieles ist hier erhalten, so daß man wohl in jedem Dorfe, abgesehen von den dicht an Städten liegenden, wenigstens noch ein Haus finden wird, an dem man seine helle Freude haben kann.

Die meisten Dörfer sind aber wahre Fundgruben für Liebhaber guter, alter Kunst heimischen Hausbaues. Da findet man wundervolle, alte Blockhäuser, deren Balken vom

Alter gebräunt sind; ihre Fugen sind sauber mit Lehm oder Mörtel verstrichen und dann weiß oder hellblau getüncht. Um die Fenster ziehen sich sauber ausgeschnittene Umrahmungen. Die Giebel sind senkrecht verbrettert und geweißt und auf die Fugen Latten gelegt, die den weißen Grund schwarz liniieren. Zur Seite der Giebelfenster sind Luken eingeschnitten in Form von Quadraten mit auf den Seiten stehenden, kleinen Halbkreisen. Mitunter umgibt deren Rand auch noch eine im gleichen Abstande und in gleicher Form umlaufende Lattenumrahmung. Ueber den Giebelfenstern springt ein steil abfallendes, gerundetes Dächlein, mit zwei oder mehr Reihen von Schindeln gedeckt, vor. Das Dach ist infolge der übergroßen Aufschieblinge, die bis zur Mitte der Sparren reichen, gleichsam nach innen geknickt und erhält dadurch den kühnen Schwung, der ihm namentlich von der Giebelseite her einen besonderen Reiz verleiht. Im geraden Gegensatz hierzu findet man nicht nur an Wohnhäusern Mansardendächer, die aus der Benutzung des Oberstockes zu Wohnungen erklärlich sind; auch Scheunen tragen zuweilen solche Mansardendächer, die den Raum zur Unterbringung von Heu und Streu vergrößern, ohne so unschön zu wirken, wie die jetzt auf dem Lande beim Ausbau alter Gebäude leider so beliebt gewordenen Drempel mit darüber gestülptem, flachen Pappdach.

Und dann findet man beim Glatzer Hause die unendliche Formenreihe der vor- und eingebauten Altanen an der Hausfront, ebenerdig oder vor dem Obergeschoß, die Frankspitzen, eingebaut oder vorgestreckt auf Säulen, schließlich sogar noch wieder umgeben von kleinen Bühnen, dazu Halbbrüstungen zwischen den Stützsäulen und Flugdächer darüber und am Giebel. Auch Bemalung am Giebel, eine Inschrift mit dem Namen des Erbauers und der Zeit des Baues und ein Spruch fehlen nicht. Alle diese und noch viele andere kleine Züge fügen sich zu einem Bilde zusammen, dem noch ein recht langes Bestehen beschieden sein möchte. Das Glatzer Mittelgebirgshaus in seiner Gesamtheit ist eine Mustersammlung heimischer, bodenständiger Bauweise, die bei der Wiedererweckung guter ländlicher Bauformen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen sein dürfte. Für das ganze Verbreitungsgebiet des Mittelgebirgshauses können von hier aus Vorlagen genommen werden.

Blücher in Löwenberg

31. August — 1. September 1813

Noch starren die Toten ins Licht, noch knistert der Feuerbrand,
Da werfen die Glocken ihr „Gloria" wuchtig hinein ins Land.

Der greise Held, der den Feind auf schlesischem Boden schlug,
Reitet ragend voran dem umjubelten Siegerzug.

Männer weinen, Frauen heben die Kinder zu ihm empor.
„Vater Blücher!" — „Retter des Vaterlands!" braust es jauchzend hervor.

Glocken schwingen und künden ehern die neue Zeit:
„Seid tapfer und betet! Oeffnet Hände und Herzen weit!"

Sie hören's erschauernd und begreifen den dröhnenden Hall,
Sie strömen zur Kirche, an ihrer Spitze der Feldmarschall.

Schlicht und gebeugten Hauptes betritt er das Heiligtum,
Die Klänge der Orgel erbrausen: Der Herr ist mein Ruhm!

Inmitten der Generale schreitet er hin zum Altar,
Ein hoher Lehnstuhl umfängt den Alten im weißen Haar.

Doch als auf der Kanzel der Pastor die Predigt beginnt,
Mit festem Griffe da Blücher den Sessel nimmt

Und trägt ihn und setzt ihn dicht vor die Kanzel hin:
„Damit ich dem Gottesworte ganz nahe bin."

Dann tönt es laut: „Der Sieg kommt vom Herrn, preist ihn aus Herzensgrund. . ."
Der Blick des Feldherrn hängt fest an des Priesters beredtem Mund.

„Heil Dir! Du bist sein Arm, Dich hat er vor allen beglückt!" . . .
Eine Träne im Auge, ergriffen der Alte nickt.

„Ich sehe das Morgenrot einer neuen, beglückenden Zeit;
Das Vaterland frei und Frieden nach Kampf und Streit!"

Der Geistliche betet . . . Orgel und Glockengeläut . . .
Der Alte im Lehnstuhl murmelt: „Amen in Ewigkeit!"

Edwin Hohberg

